

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XVIII. JAHRGANG 1941

1.

HEFT / JANUAR

Siewert: Krise der britischen Seemacht

Volgt: Geopolitische Betrachtungen zum Weichselgebiet

Schäfer: Die geopolitische Dynamik des Weichselraumes

Petersen: Norwegens Möglichkeiten in der Neuordnung Europas

Constantini: Das griechische Eisenbahnnetz in seiner strategischen Bedeutung

Berghändler / Vowinkel: Autarkie und Monokultur. Ein Briefwechsel

Schoppen: Zur Frage der Grenzen

historischer und geopolitischer Betrachtungen

Berichte — Späne — Kurznachrichten — Schrifttum

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

Dr. KARL HAUSHOFER

Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480 444

SCHRIFTFLEITUNG:

Kurt Vowinkel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36

Fernsprecher: Heidelberg 3742

Manuskript- und Buchzusendungen werden an die Schriftleitung erbeten

XVIII. JAHRGANG / HEFT 1 / JANUAR 1941

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

<i>Wulf Siewert: Krise der britischen Seemacht</i>	1—4
<i>Hans-Joachim Voigt: Geopolitische Betrachtungen zum Weichselgebiet</i>	5—12
<i>Otto Schäfer: Die geopolitische Dynamik des Weichselraumes</i>	13—20
<i>Nis Petersen: Norwegens Möglichkeiten in der Neuordnung Europas</i>	21—24
<i>Otto Constantini: Das griechische Eisenbahnnetz in seiner strategischen Bedeutung</i> ..	25—28
<i>Lothar Berghändler / Kurt Vowinkel: Autarkie und Monokultur. Ein Briefwechsel</i> ..	29—36
<i>Werner Schoppen: Zur Frage der Grenzen historischer und geopolitischer Untersuchungen</i>	37—39

BERICHTE

<i>***: Streiflichter auf den atlantischen Raum</i>	40—45
<i>Karl Haushofer: Jahreswende-Bericht aus dem indopazifischen Raum</i>	45—49

SPÄNE

<i>Die deutsche Zeitung in Übersee</i>	49—50
<i>Kurznachrichten</i>	50—51

SCHRIFTTUM

<i>Karl Haushofer: Ernsthafte Ostasien- und Tropenbücher</i>	52—53
<i>Rupert von Schumacher: Büchertafel</i>	53—56

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES:

Lothar Berghändler, Hamburg, Welt-Wirtschaftsinstitut, Hamburg 36, Poststr. 19 – Dr. Otto Constantini, Linz/Donau, Landstr. 35 – Prof. Dr. Karl Haushofer (AfG), München O 27, Kolberger Str. 18 – Regierungsreferent Nis Petersen, Klampenborg, Taarbæk Strandvej 120 b. Kopenhagen – Dr. Otto Schäfer, Frankfurt/M., Musikantenweg 4 – Frank H. Schmolck, Guatemala/Mittelamerika, Apartado 171 – Dr. Werner Schoppen, Berlin NW 7, Luisenstr. 51/IV – Rupert von Schumacher (AfG), Berlin-Lankwitz, Melanchthonstr. 8a – Wulf Siewert (AfG), z. Z. Oberschreiberhau/Rsgb., Pension Willenius – Hans Joachim Voigt, Königsberg/Neumark, Fliegerhorstkomp. – Kurt Vowinkel (AfG), Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36

Die Bezeichnung (AfG) hinter dem Namen bezeichnet die Mitgliedschaft des Verfassers in der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Preis: Vierteljahr RM 5.50 / Studenten u. Mitglieder d. AfG. RM 4.40 / Einzel RM 2.— / Jahrg. m. Inhaltsv. RM 22.—

Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register für den Jahrgang RM — 90 / Inhaltsverzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2.—

Postcheckkonten: Kurt Vowinkel Verlag / LUDWIGSHAFEN 124 61 / Wien 559 18

KURT VOWINCKEL VERLAG / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36

WULF SIEWERT

Krise der britischen Seemacht

Die alte klassische Waffe Englands ist die Blockade mit Hilfe der britischen Seemacht. Jahrhundertlang hat England diese Waffe gegen europäische Gegner ausgespielt und damit seine Kriege meistens gewonnen. England beschränkte sich dabei auf die Durchführung der Blockade, während seine Bundesgenossen die schwersten Blutopfer zu Lande bringen mußten. Nicht umsonst hieß es in England: „Seekrieg nährt, Landkrieg zehrt!“

Politisch gesehen war schon das Versagen der diplomatischen Vorbereitung des Krieges eine Katastrophe für England. Rußland entzog sich der undankbaren Aufgabe, für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen, Polen und Frankreich brachen innerhalb kurzer Zeit zusammen, Norwegen ging verloren und England steht allein im Mehrfrontenkrieg. Der Eintritt Italiens an der Seite Deutschlands trug den Krieg ins Mittelmeer und nach Afrika. Genau das Gegenteil des von England Gewünschten war eingetreten. Eine europäische Koalition vereint den Kontinent gegen England, nicht gegen Deutschland! Damit war aber auch die englische Blockade durchlöchert. Abgesehen davon, daß die Achsenmächte durch ihre Autarkiepolitik ihre Selbstversorgung gesichert hatten, stand ihnen schon zu Anfang des Krieges die Ergänzung aus Ost- und Südosteuropa offen. Es gelang England nicht, dieses Loch politisch zu schließen. Im Gegenteil, heute organisieren die Achsenmächte die wirtschaftlichen Kraftquellen des gesamten Kontinents zum Schlag gegen England.

Nach britischer Vorstellung war die englische Seeblockade gewissermaßen eine maritime Verlängerung der Maginotlinie, die Deutschland vom Westen völlig abriegeln sollte. Im Weltkrieg war das noch möglich gewesen. England hatte den Kanal sofort schließen können, und auch die nördliche Enge zwischen den Shetlandinseln und Norwegen durch seine „Northern Patrol“ ziemlich lückenlos überwacht. Nur die deutschen U-Boote und getarnten Hilfskreuzer konnten die nördliche Blockadelinie durchbrechen. Für die U-Boote bedeutete der nördliche Umweg allerdings viel Zeitverlust. Im Jahre 1918 versuchte England, die nördliche Lücke auch für U-Boote zu schließen, indem es mit amerikanischer Hilfe eine Sperre von etwa 100 000 Minen dort oben legte, die berühmte „Northern Barrage“. Heute ist die englische Blockadelinie nicht mehr lückenlos, das zeigt schon die Tatsache, daß während des Krieges über 100 deutsche Handelsschiffe auf dem nördlichen Weg von Übersee in deutsche Häfen zurückkehrten. Nachdem die norwegische Atlantikküste in deutscher Hand ist, muß die britische Blockadelinie erst recht als lückenhaft angesehen werden. Von der norwegischen Küste aus flankiert Deutschland die britischen Inseln im Norden und kann die englische Blockadelinie umfassen.

Noch entscheidender für die deutsche Seekriegführung ist der Besitz der französischen Atlantikküste, die in den langen englisch-französischen Seekriegen eine große strategische Rolle spielte. Hier steht Deutschland endlich am freien Atlantik mit dem Blick nach Westen auf die transatlantischen Seewege! Heute besitzt die deutsche Seekriegführung diejenigen atlantischen Operationsbasen, die sie im Weltkrieg so bitter vermißte, als die Hochseeflotte in der Deutschen Bucht

eingekorkt war. Von den französischen Atlantikhäfen aus erfolgt jetzt der Einsatz der deutschen U-Boote und Überwasserstreitkräfte gegen die britischen Seewege auf dem Nordatlantik, ohne daß ein langer Anmarsch nötig wäre. Was die günstige Operationsbasis im Handelskrieg bedeutet, zeigt uns ein Beispiel des Weltkrieges. Die damals von flandrischen Häfen aus operierenden deutschen U-Boote brachten das vierfache Ergebnis der von den Nordseehäfen aus operierenden U-Boote gleichen Typs ein. Ein weiterer Vorteil der atlantischen Operationsbasis besteht darin, daß die deutsche Luftwaffe über weiten atlantischen Seeräumen und an der englisch-schottischen Westküste aufklären und den U-Booten die Position der Geleitzüge übermitteln kann. Diese neuartige Zusammenarbeit von Luftwaffe und Kriegsmarine führte zu schnell wachsenden und teilweise sensationellen Erfolgen. Noch im Weltkrieg mußten dagegen unsere U-Boote in den Seegebieten, wo sie den feindlichen Handel vermuteten, oft tage- und wochenlang kreuzen, ohne ein einziges Schiff zu sehen. Solche Zeitvergeudung kann heute mit Erfolg vermieden werden.

Die deutschen Angriffe auf die englischen Seewege im Nordatlantik müssen als besonders entscheidend betrachtet werden, da England hier keine Ausweichmöglichkeit besitzt. Über den Nordatlantik müssen alle Schiffe, die England heute aufsuchen wollen. Der Nordatlantik ist gewissermaßen das Rückgrat des Britischen Weltreichs, im Vergleich zum Mittelmeer, das zeitweise entbehrt und geräumt werden kann, ist er von lebenswichtiger Bedeutung. In England selbst werden die scharfen Angriffe auf die transatlantische Schifffahrt auch besonders ernst genommen, weil man sich der eigenen Schwäche und der Abhängigkeit von der Versorgung aus den USA. und Kanada bewußt ist. Im Handelskrieg ist der Angreifer immer im Vorteil, weil er sich Zeit und Ort des Angriffs aussuchen kann, während der Verteidiger gezwungen ist, weite Seeräume gleichzeitig zu decken und damit seine Kräfte zu zersplittern. Das ist um so schwerwiegender, als England ja auch auf anderen Weltmeeren seine Schifffahrt schützen muß. Schon im Frieden rechnete die britische Admiralität damit, 85 000 Seemeilen Seewege auf allen Meeren schützen zu müssen, ohne über ausreichende Seestreitkräfte zu verfügen. Auch im Mittelmeer wird England durch italienische Angriffe zur Unterhaltung starker Kräfte und zum Geleitzugsystem gezwungen. Der nichtmilitärische Handel wurde aus dem Mittelmeer auf die Kaproute umgelegt, was einen erheblichen Mehrverbrauch an Tonnage bedeutet.

Die Krise der britischen Seemacht bezieht sich auch auf die zahlenmäßige Kräfteverteilung. Hatte schon England nach dem Weltkrieg durch die Gewährung der Flottenparität an die Vereinigten Staaten seine historisch führende Stellung auf dem Weltmeer sichtbar eingebüßt, so kann man heute im Hinblick auf die englische Lage nur noch von einem Kampf um die nackte Existenz sprechen; Churchill hat es im Unterhaus bekanntlich zugegeben. Die Blockade richtet sich heute gegen England. Auf die Dauer fahren in der totalen Blockadezone um die britischen Inseln alle Schiffe in die sichere Vernichtung. Nicht Deutschland ist der Blockierte, sondern Britannien. Der Handelskrieg mit U-Booten zwang England wieder zur Einführung des zeit- und kraftraubenden Geleitzugsystems. Aber England hat nicht mehr die Streitkräfte, um dieses System lückenlos durchzuführen. Im Weltkrieg standen 1918 nämlich allein zur Bewachung der Geleitzüge nach Angaben Lord Jellicoes 277 britische Zerstörer von insgesamt 433 und einige tausend sonstige Be-

wachungsfahrzeuge neben einigen hundert französischen, amerikanischen, italienischen und japanischen Zerstörern, U-Bootjägern usw. zur Verfügung. Heute hat England bestenfalls nach Abrechnung der Kriegsverluste 150—160 Zerstörer, die sich auf Flottenaufgaben und Geleitschutz verteilen und von denen nach Ansicht eines amerikanischen Fachmannes über 50 ständig wegen Reparaturen auf den Werften liegen. Es nimmt daher kein Wunder, daß der britische Geleitschutz heute mangelhaft ist und daß die deutschen U-Boote immer wieder aus den Geleitzügen ihre Opfer herausschießen. Die englischen Mißerfolge auf diesem Gebiet haben neuerdings sogar dazu geführt, daß man das Geleitzugwesen teilweise aufgibt und es den Handelsschiffen überläßt, sich selbst durch die gefährdeten Gebiete durchzuschlagen.

Es hat nicht an Warnern im englischen Lager gefehlt, die diese Krise der britischen Seemacht voraussahen. So wie der Air-Commodore Charlton England vor dem Luftkrieg warnte, so warnte der Commander Edwards in seinem 1939 erschienenen Buch „Uneasy Oceans“ vor dem Mehrfrontenkrieg. Er sagte, daß die britische Flotte einem Krieg gleichzeitig in der Nordsee, im Mittelmeer und im Fernen Osten nicht gewachsen sei! Diese Lage ist inzwischen eingetreten. Die unerhörtesten Anstrengungen muß die britische Flotte unternehmen, um die Geleitzüge auf dem Atlantik, im Mittelmeer, im Indischen Ozean, ja selbst in australischen Gewässern zu schützen. Deutsche Hilfskreuzer arbeiten mit Erfolg auch in pazifischen Gewässern. Die britischen Schlachtschiffe stehen im östlichen Mittelmeer, um den Suezkanal und die Positionen im Nahen Osten zu decken, sie stehen bei England, um das Mutterland gegen eine Invasion zu verteidigen, sind jedoch machtlos gegen die Angriffe aus der Luft.

Von der flandrischen Küste aus beherrscht die deutsche Kriegführung den Kanal, der immer sonst als eine britische Domäne galt. Ferngeschütze, Schnellboote und Flugzeuge bedrohen ständig die britische Schifffahrt im Kanal, die in Friedenszeiten zu 40% den Weg nach London nahm. Nach Aussage des Großadmirals Lord Chatfield ist die Durchfahrt eines Geleitzuges durch den Kanal heute für England geradezu zu einer „Flottenoperation“ geworden. Lord Chatfield erklärte kürzlich wörtlich: „Der Feind befindet sich also heute England gegenüber in einer so günstigen Lage, wie er sie strategisch vorher noch niemals gehabt hat. Großbritanniens größtes und schwierigstes Problem ist es, die Seewege von und nach England offen zu halten. Denn auch im Atlantik lauern deutsche U-Boote der englischen Schifffahrt auf.“

Die Gesamtlage der britischen Seemacht hat sich weiterhin durch die Einwirkung der Luftwaffe auf den Seekrieg entscheidend verschlechtert. An der norwegischen und flandrischen Küste erlebte die britische Flotte so bedeutende Verluste, daß sie sich verblutet hätte, wenn sie die Operationen weiter fortgesetzt hätte. Mit Recht stellte der OKW.-Abschlußbericht der Norwegenunternehmung fest, daß „der Beweis erbracht sei, daß sich keine noch so starke Flotte im Wirkungsbereich einer überlegenen feindlichen Luftflotte bewegen könne“. Durch den Einsatz der modernen Luftwaffe hat sich das von Land aus beherrschte „Küstenvorfeld“ auf ungefähr 1000 km ausgedehnt. Früher verstand man unter Küstenvorfeld nur etwa die Kanonenschußweite der Küstenartillerie, dann den Wirkungsbereich von Torpedoboot, Schnellboot und Mine, heute aber muß man den Aktionsbereich der Luftwaffe dazurechnen. Das bedeutet nichts anderes als eine ungeheure Vergrößerung

der Reichweite und Kampfkraft der großen Kontinentalmächte über die Küste hinaus auf See zu. Durch die kombinierte See- und Luftkriegführung der Achsenmächte wurde die britische Seemacht alten Stils gradweise aus den geschlossenen Meeren und begrenzten Seeräumen verdrängt, erst aus der Ostsee, dann aus der Nordsee, dem Kanal und dann aus dem Mittelmeer. Die Aufgabe dieser Seeräume durch England wird zur entscheidenden Wendung in seiner Geschichte. Verhängnisvoll ist es für England, daß es heute gewissermaßen selber im feindlichen Küstenvorfeld liegt. Zur Luft wenigstens gibt es keine Inseln mehr! Die Zerstörungen der Luftwaffe in britischen Häfen, Werften und Industriezentren lähmen die Aufrüstung und Versorgung der Kriegs- und Handelsflotte. Der Luftkrieg stellt nicht nur die britische Flotte, sondern ganz England vor ein neues Problem, das eine Umstellung des Denkens erfordert.

England war seit über 100 Jahren gewöhnt, durch den Druck seiner Seemacht Entscheidungen zu erzwingen, ohne sich selbst allzuviel einsetzen zu müssen. In dem Druck der Blockade lag etwas Gewaltiges, aber auch etwas Langsamwirkendes, Zeitforderndes und Bequemes, was nicht umsonst zu der starken Defensivlehre Liddel Harts führte. Der Luftkrieg erfordert aber eine andere Einstellung. Im Luftkrieg ist der Angriff die stärkere Kampfform. Der Angreifer ist durch die Wahl von Zeit und Ort immer im Vorteil und der Verteidiger durch die Unmöglichkeit der gleichzeitigen Abdeckung des ganzen Landes immer im Nachteil. So liegt das britische Mutterland unter den vernichtenden Schlägen der deutschen Luftwaffe, ohne daß die britische Flotte ihm zu Hilfe eilen könnte. Machtlos steht die britische Seemacht dem Luftkrieg gegenüber. Diese Entwicklung bedeutet nichts Geringeres, als daß die britischen Inseln als Grundlage eines Weltreichs und einer weltweiten Seeherrschaft unmöglich geworden sind. England liegt zu dicht am Kontinent, um heute noch eine europafeindliche Reichspolitik durchführen zu können. Schon wenn es nur 500 km weiter westlich läge, wäre seine luftstrategische Lage entscheidend besser, aber es liegt eben dort nicht...

So befindet sich gegenwärtig die britische Seemacht in der größten Krise ihrer Geschichte. Sie ist bereits in der Zwangslage, für 50 veraltete amerikanische Zerstörer wertvolle atlantische Inseln preisgeben und auf japanischen Druck den Fernen Osten räumen zu müssen. Die Entgliederung des britischen Empires beginnt also in demselben Augenblick, in dem die britische Seeherrschaft geschwächt ist. Dieser Zusammenhang ist von großer Bedeutung. Mehr als jedes andere Weltreich in der Geschichte lebt das englische ja von der Beherrschung des Meeres. Die Ausbildung der neuen kontinentalen Großräume und deren Stärkung durch die Luftmacht verdrängen das Britische Weltreich aus der Welt. Zwischen diesen expansiven Kräften wird das Empire in der nächsten Zeit zerrieben und zerdrückt werden. Die Entscheidung aber fällt um und über England, als dem Kern des Machtgebildes, das Europa um seiner eigenen Interessen willen zerfleischt. Während der europäische Kontinent endlich durch die Achsenmächte einheitlich organisiert und befriedet wird, Japan sich der Achsenpolitik anschließt und Rußland seine Hilfsquellen zur Verfügung stellt, schließt sich der Ring um England immer enger. Am Horizont beginnt sich ein eurasiatischer Block von Spanien bis Sibirien, von Norwegen bis Afrika abzuzeichnen, der den britischen Einfluß endgültig besiegt. Die Krise der britischen Seemacht bedeutet zugleich das Ende der britischen Weltherrschaft!

HANS-JOACHIM VOIGT

Geopolitische Betrachtungen zum Weichselgebiet

Herausgeber und Verlag bringen bevorzugt einen auf Flakbereitschaftswache ohne weitere Quellen entstandenen geopolitischen Soldaten-Aufsatz — nicht nur um seines eigenen Wertgehalts willen, sondern auch als Beweis, wie fruchtbar geopolitisches Denken und ein in Ordnung gehaltenes Weltbild militärische Wartezeiten gestalten können und wie sehr sie ihren Inhaber zur sinnvollen Ausgestaltung politischer Anregung und Führertaten befähigen.

K. Haushofer. K. Vowinkel.

In der Morgenfrühe des 1. September 1939 überschritten die deutschen Truppen die durch den Versailler Vertrag geschaffene deutsch-polnische Grenze. Diese polnische Westgrenze bildete eine klaffende, am Mark des deutschen Volkes zehrende Wunde im großdeutschen Lebensraum. So kam es, wie es kommen mußte: mit mächtigen Schlägen wurde der Weichselstaat von der deutschen Wehrmacht in 18 Tagen zertrümmert. Damit wurden die Voraussetzungen für eine den geographischen und politischen Tatsachen Rechnung tragende Grenze geschaffen.

Zwischeneuropa

Beim Studium der Karte Polens erkennt der Geograph drei Gebiete. Einmal den von der Weichsel durchströmten Raum, zweitens das durch den Dnjepr an die pontische Steppe angeschlossene Land und drittens den von Litauen geraubten Wilnazipfel. — Diese geographische Gliederung war den polnischen Machthabern wohl bekannt. Sie wußten auch, daß der Wohnraum des polnischen Volkes — das Weichselgebiet — nur ein Teil eines geopolitischen Großraums ist. Dies anzuerkennen hätte aber die Preisgabe des Unabhängigkeitsanspruchs für Polen bedeutet. So mußte eine Lösung geschaffen werden, die wenigstens den Schein erweckte, daß Polen einen selbständigen Raum darstelle. Zu diesem Zweck griff man aus dem zum norddeutschen Stromsystem gehörenden Weichselgebiet in das pontische Steppengebiet über und konstruierte künstlich eine politische Achse zwischen Ostsee und Schwarzem Meer. Dieser „Raum“ sollte ein Mittler zwischen West und Ost, Europa und Asien, eine Art „Paßstaat“ sein, wobei man nicht an die Gefahr dachte, die jedem Paßstaat droht. Und man trug der Tatsache nicht Rechnung, daß er als kleiner Stein zwischen zwei große Mühlsteine geraten war. Die Ostsee-Schwarze-Meer-Achse zerbrach in diesem Krieg auf der Schwelle zwischen den beiden Großräumen. Damit ist das Urteil über die geopolitische Fälschung „Zwischeneuropa“ gesprochen.

Weichselgebiet ein Teil Norddeutschlands

Ich habe schon vorweggenommen, daß das Weichselland kein selbständiges Stromgebiet wie etwa das des Nils, sondern ein Teil des norddeutschen Stromsystems ist. Zu diesem System gehören außer der Weichsel die Oder, Elbe, Weser und in seinem Oberlauf der Rhein. Jedoch nimmt dieser eine Sonderstellung ein, auf die ich im Rahmen dieser Arbeit nicht weiter eingehen will. — Bei sämtlichen Strömen dieses Systems ist die allgemeine Nordrichtung charakteristisch. Es unterscheidet sich dadurch deutlich vom französischen Stromsystem mit Seine, Loire und Garonne, deren allgemeine Richtung nach Westen führt. Noch deutlicher tritt der Gegensatz zum



Die Gleichschaltung der deutschen Ströme
(Aus Ztschr. f. Geopolitik. V. Jahrg. 1928, Heft 1)

zentralen russischen System hervor, dessen Ströme (Dnjepr, Don, Wolga, Dwina, Düna), aus einem Kernraum kommend, die gesamte Festlandsmasse zwischen Eismeer, Baltenländern, Schwarzem Meer und Ural in diesem Kernraum vereinigen. — Die parallelen Linien des norddeutschen Systems werden durch die Querverbindungen der Urstromtäler — oft zu Kanälen benutzt — eng aneinandergeschnürt. An einer dieser Kupplungsstellen, in der Mitte des Stromsystems, entstand die Reichshauptstadt. Das ganze System ist an die beiden ozeanischen Randmeere Nordsee und westliche Ostsee angeschlossen. Es stellt damit ein Pressungs- und Zerrungsfeld zwischen den beiden gegenpoligen Druckräumen des Atlantik und der eurasiatischen Festlandsmasse dar. Seine östliche Grenze ist zugleich Grenze und Widerstandslinie gegen den Druck des russisch-asiatischen Festlandsblockes. An dieser Ostgrenze fließen die beiden Klimakreise der Nord-Ostsee und des Schwarzen Meeres ineinander über.

Die Grenze des Weichselgebietes

Wenn von den Grenzen dieses Gebietes die Rede ist, so kommt nach dem Vorangegangenen der Ostgrenze erhöhte Bedeutung zu, denn diese bildet ja den Abschluß des norddeutschen Stromsystems. Ihre richtige Erkennung ist zugleich das Schicksal



Der russische Kernraum und die von ihm ausgehenden Leitlinien der Flüsse
(Aus Ztschr. f. Geopolitik. V. Jahrg. 1928, Heft 1)

... jener Völker, die in ihrem Schwingungsbereich leben. Aber gerade die Er-
kennung der Ostgrenze ist ungeheuer schwer. Sie tritt nicht als Gebirgsmauer in Er-
scheinung und ist doch schwerwiegender als etwa die Pyrenäengrenze. Man möchte
sie als eine „imaginäre Grenze“ bezeichnen. — Es ist selbstverständlich, daß die
Grenzen eines strombestimmten Landes durch den Bereich dieses Stromes bestimmt
werden. Was bedeutet aber eine kaum hervortretende Wasserscheide? Sie braucht

keineswegs grenzbildend zu sein. Bei Stromsystemen ist die Kann-Möglichkeit schon größer. Was hier, östlich des Bug, ineinander überfließt, ist aber noch mehr, es sind die Wellen zweier geographischen Kreise, des Nord-Ostseekreises und des Schwarzmeerkreises, hier das nordische Mischwaldgebiet, dort die Steppe. Damit treten jedoch auch die beiden größten geographischen Gegensätze — Meer und Festland — wirkend auf. Wenn wir Norddeutschland auch nicht zum maritimen Gebiet zählen, so ist der meerbestimmte Einfluß doch bestimmt größer als der kontinentale der russisch-asiatischen Festlandsmasse. — So rundet sich das Ganze ab, und die „imaginäre Grenze“ wird eine hohe Mauer, hinter der für uns Deutsche der uns raumfremde größte Festlandsblock der Erde liegt.

Die Südgrenze ist durch die Mauer der Karpaten lange nicht so problematisch wie die Ostgrenze. Auf dem Kamm dieses Gebirges ist klar und deutlich die Grenze zwischen der Stromlandschaft und dem Karpatenbecken gezogen. Nur für kurze Zeit wurde sie unter klerikalem Einfluß verwischt. Das Karpatenbecken ist durch die Donau an den Steppenkreis des Schwarzen Meeres angeschlossen und damit überwiegend festländisch bestimmt. Hier gibt es kein Ineinanderfließen der Räume, und so wurde diese Grenze nie so schicksalsschwer wie die Ostgrenze.

Als Nordgrenze des Weichselgebietes kann man die Ostsee oder den baltischen Rücken annehmen, je nachdem, ob man aus klein- oder großräumiger Perspektive, vom Festland oder der Ostsee her, an diese Frage herantritt. Fest steht es, daß es der Weichsellinie — in Zeiten des Freiwerdens ihrer Energien — gelang, den baltischen Rücken zu durchbrechen. Andererseits konnte sich Ostpreußen im Schutze des gleichen Rückens, auch in Zeiten der Schwäche des Reiches, als deutsches Land behaupten. —

Von einer „Westgrenze“ im eigentlichen Sinne kann man überhaupt nicht sprechen. Diese bestände nur aus der Wasserscheide zweier, in einem System vereinigter Ströme. Diese schwache Grenzkraft wird aber durch die Querverbindungen der eiszeitlichen Urstromtäler überwunden, die samt und sonders in das gemeinsame Stromsystem und damit in den gemeinsamen Raum hineinführen. — Es ist bezeichnend, wenn Polens ehemalige Hauptstädte — Posen und Gnesen — in diesem Querverbindungsgebiet mit seinem Kraftlinienbündel lagen und daß dann erst der Machtmittelpunkt über Krakau nach Warschau an die Ostsee-Schwarze-Meer-Achse wanderte. Es ist so bezeichnend wie die Wanderung der deutschen Reichshauptstadt von der Schwellenachse Aachens über die Rhein-Main-Donau-Achse nach dem zentraleuropäischen Schwerpunkt in der Mitte des norddeutschen Stromsystems. Nur besteht der Unterschied, daß die Ostsee-Schwarze-Meer-Achse auf der zentraleuropäisch-russischen Schwelle brach.

Geschichtsverlauf

Nach der Abwanderung der Ostgermanen aus dem Weichselland nach Süden schlugen wie eine einmalig große Welle slawische Völker — Sorben, Wenden, Polen, Tschechen und viele mehr — über die osteuropäische Schwelle in den mitteleuropäischen Raum hinein. Sie dringen unter Ausnutzung der Urstromtäler bis zur Elbe-Saale-Linie vor und besetzen, den Flußläufen folgend, vorübergehend das ganz rechtselbische Tiefland und das böhmisch-mährische Becken. Widerstand fanden sie nicht an räumlichen Mauern, sondern am Wall des deutschen Volkes — ein Kampf

von dem noch heute eine Anzahl von Burgen und Ruinen kündet. — Eine tragische, schicksalhafte, geschichtliche Tatsache hatte sich vollzogen; zwei in Sprache und Blut verschiedene Völker wohnten von nun ab zwar eng beieinander, stießen sich aber hart im Raum. Das Leben der Völker wird vom Erhaltungstrieb und nicht von christlicher Nächstenliebe bestimmt. Die germanische Eroberungswelle, weit nach Gallien hinein und über die Pyrenäen geschlagen, kehrte nach dem Verlust wertvollsten Blutes über die Rhein-Schwelle in den mitteleuropäischen Raum zurück, sammelte sich, bildete neue Kräfte und setzte unter den sächsischen Königen zum Gegenangriff um Raum nach Osten an. Die slawischen Eindringlinge mußten dem Volksdruck der deutschen Stämme wieder weichen, um nicht langsam erdrückt zu werden. Der Kampf begann und setzte sich durch die ganze deutsche Geschichte fort. Er kann nur mit der Verdrängung des einen Raumpartnes enden. So wie eine enge Wohnung für zwei große Familien zu Streit und Haß führt, genau so ist es im Leben der Völker. Droht ein Volk in einem Raum zu ersticken, nur weil andere Völker in ihn eindringen, so muß es kämpfen, bis die Eindringlinge herausgeworfen worden sind oder das Volk am biologischen Erstickungstod gestorben ist.

Schon um 800 nach der Zeitwende drang deutsches Volkstum, der Donau folgend, bis zu den östlichen Ausläufern der Alpen vor und machte auf der Schwelle zum Karpatenbecken und ungarischem Steppengebiet halt. Hier war die Grenze des deutschen Raumes erreicht¹⁾. —

Im Norden war jedoch eine ungeheuer große und wesentlich schwerere Aufgabe gestellt: es galt, von der Elbe aus die Ostgrenze des zentraleuropäischen Raumes zu erreichen, d. h. das gesamte Gebiet des norddeutschen Stromsystems zu durchdringen. Kein Ziel auf kurze Sicht, sondern Aufgabe für unzählige Geschlechter und viele Jahrhunderte! —

Zwar hatte schon Karl der Große die Zurückgewinnung rechtselbischen Landes durch seine Grenzmarkenpolitik eingeleitet, aber unter seinem Sohn Ludwig dem Frommen und dessen Söhnen ging das Gewonnene wieder verloren. Erst mit der Einnahme Brennabors durch Heinrich I. 928 beginnt die erste Epoche des Kampfes um das Ostland. Unter Führung tatkräftiger deutscher Fürstengeschlechter (Schaumburger, Askanier, Wettiner, Welfen) und Einzelpersönlichkeiten (Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär, Hermann Billung, Markgraf Gero) gelingt es, erst die Reichsgrenze und dann die Volksgrenze bis zur Elbe und Oder vorzutragen. Nicht vergessen werden sollen die Verdienste der Piasten um die Eindeutschung Schlesiens. Die Wachstumsspitzen ragten bis weit nach Galizien und in die Zips hinein. Auch die Kirche hat mit ihren deutschen Würdenträgern und Orden Anteil an dem Kampf und Erfolg im ostelbischen Land. Wir brauchen nur an die Gründungen der Erz- und Bistümer Magdeburg (973), Merseburg, Meißen, Zeitz (968), Havelberg, Brandenburg (948), an die Arbeit der Prämonstratenser und Zisterzienser mit ihren Sitzen in Oliva und Leibus (Schlesien) und als Krönung an die große Leistung des deutschen Ritterordens zu denken. — Die religiösen Impulse wurden von Mitteleuropa, d. h. von Deutschland aus, in das Weichselland getragen. Und auch hier prägt sich die „imaginäre“ Ostgrenze wieder scharf heraus: östlich der Linie überwogen bei weitem die byzantinischen Religions- und Kultureinflüsse. Hier galt der pontische Kreis. Selbst der russische Doppeladler kommt von dort. Andererseits können etwa aus Krakau und Warschau die deutschen Bauwerke und Kulturleistungen nicht weggeleugnet werden. —

Doch blieben Rückschläge nicht aus. Folgeschwer war die Stiftung des Erzbistums Gnesen im Jahre 1000 durch Otto III. Damit war der erste Versuch seines Großvaters, das gesamte norddeutsche Stromsystem durch die Lehnsabhängigkeit der Polen zusammenzufassen, ge-

1) Das böhmisch-mährische Becken soll im Rahmen dieses Aufsatzes unberücksichtigt bleiben.



Die deutsche Stellung im Ostseegebiet

scheitert, das nationale Selbstbewußtsein dieses Volkes gewachsen. So stieß der deutsche Angriff östlich der Oder auf den zähen Widerstand eines Volkes, das nicht gewillt war, wie Wenden, Sorben, Obotriten, Wilzen und viele mehr, sich germanisieren oder vom deutschen Volksdruck ersticken zu lassen. Es mußte Widerstand leisten, denn, wie es die Zukunft lehrte, gelang den Polen keine Rückkehr mehr über die osteuropäische Schwelle nach Osten. Mehrere Jahrhunderte lag die polnische Staatsgrenze weit östlich des Dnjepr, das polnische Volk aber blieb im Weichselland und dehnte sich nur nach Norden und Westen aus.

Selbst der 1190 gegründete Deutsche Ritterorden konnte das polnische Volk nicht in seinem Kerngebiet angreifen, sondern durchbrach im Schutze des baltischen Rückens in einer polnischen Schwächezeit die Weichselkraftlinie, um nach Preußen überzusetzen. Hier gelang es, zwischen Weichsel und Memel — im Randgebiet des Weichsellandes —, einen wichtigen deutschen Vorposten auszubauen. Doch alle Versuche, einen Damm gegen die Weichsel zu errichten, führten nur bei „Niedrigwasser“ zum Erfolg. Des Ordens Stoßrichtung führte, unter Umgehung Litauens, in Verbindung mit dem Schwertbrüderorden zum Finnischen Meerbusen. Eine Richtung, die der baltischen Kraftlinie entsprach. Doch war dieser Arm zu weit vom deutschen Volksboden weggestreckt, um für eine erdgebundene Germanisierung in

Frage zu kommen. Der Landstreifen war für eine selbständige Existenz zu schmal, die Stoßkraft der Linien des russischen Stromsystems und kontinentalen Kraftfeldes der Pan-Ostsee-Kraftlinie weit überlegen.

Die Erwerbung jener Gebiete war im Verein mit der Hansa nur unter wirtschaftspolitischen Gesichtspunkten geschehen und ostseegebunden. Die Herrschaftsstellung mußte daher im Falle der Auslösung der Hinterlandkräfte zusammenbrechen. —

Man ist geneigt zu sagen, daß jene Kräfte wohl besser zur Eindeutschung des Weichselraumes verwandt worden wären, wie es jetzt geschehen ist. Es bleibt dann allerdings die Frage offen, ob die dem Orden zur Verfügung stehende Kraft zur Überwindung der Größe des Raumes und des polnischen Widerstandes ausgereicht hätten, das Ziel zu erreichen. Im Hinblick auf die schwindende Reichsmacht möchte ich dies verneinen. Ostpreußen konnte auf die nächsten Jahrhunderte nur Vorposten sein.

Als 1386 durch die litauisch-polnische Heirat im Osten eine neue Großmacht entstand, war das Schicksal des Ordensstaates besiegelt. Polen stieß, seiner geographischen Kraftlinie folgend, zur Ostsee durch. Der Flankenschutz wurde durch die 1410 auf dem baltischen Rücken ausgetragene Schlacht von Tannenberg gewährleistet. Der Großraum besiegte den Kleinraum. Als nicht zum Weichselgebiet gehörend, vielmehr durch die baltische Schwelle von ihm getrennt und abseitsliegend, konnte sich Ostpreußen dank seiner deutschen Besiedlung trotz seines Vasallenverhältnisses als deutsches Land halten. Der Ordensstaat aber war an seiner Nahtstelle mit dem Reich durch Flankenangriff durchbrochen. Der nördliche Teil, durch das polnisch-litauische Großreich doppelt getrennt, starb als deutsches Land ab.

Der zweite Teil des Kampfes um den Weichselraum begann im schwedisch-polnischen Krieg (1656—1660), währte bis in unsere Tage und wird darüber hinaus noch anhalten. — Im Frieden zu Oliva, 1660, gelang es dem Großen Kurfürsten, Ostpreußen von Polen und Schweden lehnsfrei zu bekommen. Damit war diese wichtige Vorposten- und Flankenposition wieder in deutscher Hand. Dann blieb es in diesem Gebiet einige Zeit ruhig. Doch die durch die Adels Herrschaft entstandenen unsicheren Verhältnisse im polnischen Staat veranlaßten die Nachbarn zum Eingreifen. Friedrich dem Großen gelang es, die langersehnte Brücke von Brandenburg nach Ostpreußen durch die Gewinnung Westpreußens zu schlagen. Bei der großen Energieentfaltung des Preußenstaates hatte auch die baltische Kraftlinie genügend Kraft bekommen, um die ruhenden Energien der durch den schwachen Polenstaat führenden Weichsellinie zu durchstoßen und zu überwinden. Somit war eine aus Balten- und Oderkraftlinie bestehende Zange mit Drehzapfen und Lager in der Mark Brandenburg gegen die Weichsellinie gebildet.

Auch des Großen Königs politischer Wunsch, die Verstärkung des Drehzapfens durch die Provinz Posen, ging in Erfüllung. Infolge der „polnischen Wirtschaft“ war es 1793 zwischen Rußland und Preußen zu einer zweiten polnischen Teilung gekommen. Jedoch mußte zwei Jahre später zwischen den drei osteuropäischen Großmächten zur vollständigen Aufteilung des durch den slawischen Einbruch so problematischen und schicksalsschweren Gebietes gegriffen werden. In dieser Teilung kam das gesamte Weichselgebiet in hohenzollernsche und habsburgische Hand. Doch konnte diese Regelung nicht ersprießlich und von Dauer sein. Es hatte zumindest einer vollständigen, nur von deutschen Interessen getragenen Zusammenarbeit dieser beiden Antipoden bedurft. Dies war aber nicht der Fall. Wie nach der Niederwerfung Rußlands im Weltkrieg mißtraute und mißgönnte einer dem anderen. Die Zeit für die endgültige Lösung der Weichselfrage war noch nicht herangekommen, Deutschland noch nicht gereift. Für die Donaumonarchie wurde es jedoch außerdem verhängnisvoll, daß sie über die Grenzen ihres so deutlich vorgezeichneten Raumes hinausgriff und sich das Karpatenvorfeld schuf. Es wurde für sie ebenso verhängnisvoll wie das Übergreifen der Römer über Alpen und Rhein. Durch

diese Tat wurden ruhende Kräfte ausgelöst, die dann mit zum Zusammenbruch dieses Nationalitätenstaates führten. — Preußen kann man den Vorwurf nicht ersparen, nichts Positives zur Stärkung des Baltenarmes der Zange getan zu haben, der ja der Weichselkraftlinie unterlegen ist. Dies hätte durch die Kräfte des Blutes geschehen können. So wurde es möglich, daß beim Freiwerden der Weichselkräfte nach dem Weltkrieg der Zange nördlicher Arm durchbrochen wurde. — Der wohl folgenschwerste Fehler in diesem Gebiet, allen geopolitischen Gesetzen ins Gesicht schlagend, war die im Wiener Kongreß getroffene Lösung. Dem ausgezeichnet geschickten Spiel des anwesenden Talleyrand gelang es, neben Preußen und Österreich auch Rußland für das Weichselgebiet durch dessen Einbeziehung zu interessieren. Mit anderen Worten blieb der Zwiespielt zwischen den beiden deutschen Polen Wien und Berlin erhalten, und beide gerieten noch in Gegensatz zu Moskau. Es entstand ein Kampf aller gegen alle. — Und dies alles zum Nutzen der „Grande Nation“! —

Das Zarenreich geriet durch den Besitz des sogenannten Kongreßpolens in die Strömung der Weichsel und wurde, nachdem es infolge Fehlschlägen sein politisches Schwergewicht aus dem Fernen Osten wieder nach Europa zurückverlegt hatte, von der Weichselströmung mit fortgerissen. Das daraus entstehende russische Ziel mußte die Zerstörung des schwächsten Zangenarmes sein. Wenn ihm dies im Weltkrieg nicht gelang, so lag das nicht an der Überlegenheit des baltischen Raumes, sondern vielmehr an der Rassenkraft des nordischen Blutes. So wurde 1914 zum zweitenmal bei Tannenberg um den Durchbruch zur Ostsee gedämpft, jedoch mit umgekehrten Vorzeichen, Rußland wurde aus dem Weichselland geworfen. — In vollständig geopolitischer und völkischer Verblendung wurde von den Mittelmächten ein selbständiges Polen geschaffen. Die Folgen waren vorauszusehen. Durch Unterstützung seines westlichen Kumpanen, des zweiten Parasiten am deutschen Raum, konnte der polnische Groß„raum“ mit einer klaffenden deutschen Ostgrenze geschaffen werden. Das polnische Volk war immer der Verbündete der Franzosen. Sie wurden von Paris, als im gleichen Raum wohnend, gegen die verhaßten Deutschen ausgespielt. So wie man einst das Großtürkische Reich zum Raub Straßburgs benutzte, so diente Warschau zum Einfall in das deutsche Rheinland. Biologische Erdrosselung von zwei Seiten war das Ziel der Seinedpolitiker. Von Stanislaus Leszinsky über das napoleonische Großherzogtum Warschau, den Wiener Kongreß und Versailles führte ein einziger Weg zur englischen Garantieerklärung, die in Wirklichkeit eine französische war. Frankreich und Polen sind die beiden größten Räuber am deutschen Raum. Was lag näher, als den gemeinsamen Raub gemeinsam zu verteidigen!

Ausblick

Die entscheidende Schicksalsstunde für das Weichselgebiet ist an das deutsche Volk herangetreten. Wir haben endlich völkische und geopolitische Gesetze erkennen und die Geschichte verstehen gelernt. Gegenwart und Zukunft stehen unter der Herrschaft des Großraumes. Die Kraft eines Volkes wird nach seinem Rassenwert und der Stärke seines Blutstromes gewertet. Des Reiches Aufgabe liegt, seiner Lage in Zentraleuropa entsprechend, in diesem Erdteil. Es muß versuchen, sein Blut in einem einzigen Block zu sammeln und zu halten, um sich in seiner Mittelstellung halten und seine Aufgabe erfüllen zu können. Nur dem gehört der Boden, der ihn bearbeitet, nicht dem, der ihn beherrscht.

Dies kann nur geschehen nach dem ewigen Gesetz von Blut und Boden, Volk und Raum!

OTTO SCHÄFER

Die geopolitische Dynamik des Weichselraumes

Nichts belegt die Vielgestaltigkeit der geopolitischen Lage an unserer Ostgrenze mehr als die Tatsache, daß wir zwei Beiträge zu ihr bringen können, die mit gleicher Zielsetzung geschrieben, sich durchgehend ergänzen. Auch dieser zweite Aufsatz ist in wesentlichen Teilen Deutungsversuch. Wir werden in einem der kommenden Hefte die rückblickende und allgemeine Betrachtung der beiden Arbeiten von Voigt und Schäfer ergänzen durch eine Reihe von Beiträgen, die Ansatz und Ziel der Neugestaltung des Weichselraumes seit dem Ende Polens zeigen.

Mittleuropa ist der Raum der westlichen Halbinsel Eurasiens, in dem die zahlreichen aus dem asiatischen Rumpfe zum Atlantik vor und von ihm aus entgegenstoßenden Kräfte- und Kraftlinien mit den meisten eigenständischen Kräften und Kraftlinien der Halbinsel zusammentreffen, sich kreuzen, einander durchdringen und ablenken. Es ist das Kraft- und Machtzentrum Europas schlechthin. Streichen die asiatisch-atlantischen Kraftlinien im wesentlichen ost-westlich, so ist die Hauptrichtung der eigenständigen Kraftlinien eine nordsüdliche. Haben jene ihr ursächliches Zentrum im Osten, wo die Rassen Asiens zusammenstoßen, und ihr sekundäres im Westen, so liegt das Zentrum der eigenständigen europäischen Kräfte in der von Natur kargen, an völkischen Kräften aber um so reicheren Heimat der nordischen Rasse um die westliche Ostsee. Aus dem Südraum um das Mittelmeer dringen in der Hauptsache nur rückströmende Kräfte nach Norden.

Die natürlichen Grenzen dieses mitteleuropäischen Kraftballungsraumes sind im Westen die Grenzen des Rheinstromgebietes, die Höhen von Artois, die Ardennen und Argonnen, die östlichen Sichelberge und der Schweizer Jura, im Osten die Grenze des Weichselstromgebietes, die Ränder der osteuropäischen Tafellandschaften, im Norden die Ostsee und im Süden die Kämme der Alpen und Karpaten.

Die großen Stromsysteme des Rheines, der Weser-Elbe, Oder, Donau und Weichsel, die diesen Raum erfüllen und gliedern, sind stärker als sonst irgendwo Stromsysteme auf der Erde miteinander verknüpft und durch den Verlauf der Gebirge aufeinander hingewiesen. Infolgedessen wirken die großen Flüsse, die sonst leicht dazu neigen, die von ihnen durchflossenen Gebiete zu einer besonderen Einheit zu formen und voneinander zu sondern, hier viel eher verbindend und betonen gerade die Einheitlichkeit des mitteleuropäischen Raumes. Immerhin unterscheiden sich die großen Stromgebiete auch wieder so stark voneinander, daß sie nicht nur zu verschiedener Zeit in die Geschichte eingetreten sind, sondern auch eine sehr verschiedene geopolitische Wirksamkeit entfaltet haben.

Das geopolitisch aktivste Gebiet, das die meisten Kraftzentren entwickelte und die zahlreichsten Kraftwirkungen nach außen sandte, ist das Rheingebiet. Das liegt nicht nur daran, daß es die reichste Gliederung durch Gebirge und Senken aufweist; in ihm trafen die westische, ostische und nordische Rasse feindlich und freundlich aufeinander, die jede nach dem Besitz des gesamten Gebietes strebte und es auf ihre Art zu gestalten suchte. Zugleich prallen an seiner Westgrenze die Kräfte Eurasiens und des Atlantik zuerst und am häufigsten aufeinander, während es von den Kräften des Südraumes am leichtesten und auf mehreren Wegen erreicht werden kann. Endlich aber kreuzen sich in ihm die zahlreichsten und stärksten nordsüdlichen Kraftlinien mit den ostwestlichen.

Ist die Zahl der das Weser-Elbegebiet durchziehenden west-östlichen und nord-südlichen Kraftlinien im Grunde nicht kleiner, so ist es doch dem Zusammenprall atlantischer

und eurasischer Kräfte schon weitgehend entrückt. Auch seine Oberflächengestaltung ist im ganzen einfacher, und das Netz seiner Kraftlinien ist in dem sich nach Osten verbreitenden Raume zwischen Mittelgebirge und Ostsee weitmaschiger. Infolgedessen ist das Weser-Elbegebiet in seiner geopolitischen Grundstruktur ruhiger und weniger aktiv. Diese gleichsam binnenländische Abgeschlossenheit gilt in noch höherem Maße für das Oder-Warthegebiet, das abgesehen von dem Semnonen- und Vandalenstaate, der luxemburgischen und brandenburgisch-preußischen Staatsgründung keine größere aus eigenen Kräften vollzogene geopolitische Gestaltung erfuhr.

Nicht weniger einfach und klar ist im Grunde die geopolitische Wirksamkeit des Donaubegebietes, das vom Rhein-, Elbe-, Oder- und Weichselgebiet viel mehr Antriebe empfangt, als es dorthin ausstrahlte. Seine geopolitischen Kräfte zeigen im Gegensatz zu allen anderen deutschen Flußgebieten Mitteleuropas eine selten stetige und gleichmäßige Ausrichtung. Sehen wir von den meist nicht im Donaubegebiet begründeten, nach Italien gerichteten deutschen Kraftwirkungen und dem siedlungsmäßigen Vordringen über den Brenner ab, so zeigen die geopolitischen Kräfte des Donaubegebietes eine eindeutige Richtung nach Südosten. Dort wo der Strom das breite Tor des Hochgebirges durchschreitet, verzehrten sich seine Kräfte in dauernden breitgefächerten Stößen und Gegenstößen.

Erfüllten alle diese mitteleuropäischen Stromsysteme ihren Sinn nach einer oder mehreren Seiten gestaltend, stets bewahrend und befruchtend, so kann dies vom Weichselstromgebiete nicht durchaus gesagt werden. Sein Raum ist größer und einfacher gestaltet, sein Kraftliniensystem ist am weitmaschigsten, die Zahl der es durchziehenden nordsüdlichen Kraftlinien ist kleiner und ihre Wirksamkeit ist nicht zu allen Zeiten gleich stark gewesen. Enger als die anderen Flußgebiete Mitteleuropas mit seinem westlichen Nachbarn verbunden, vom Dnjeprgebiete durch den Lauf des Narew und Bug und die östlichen Sümpfe abgekehrt und infolge der eigenartigen Orientierung der Kraftlinien des Donaubeckens stärker durch die Karpaten vom Süden abgeschnitten als alle westlichen Nachbarn, war es im Grunde am meisten auf sich selbst zurückgewiesen. Entscheidend ist aber dies alles nicht für seine geopolitische Passivität und Gestaltlosigkeit, denn es bleiben noch immer genug bedeutende Berührungsstellen an seinen Außengrenzen, um zu wirken und Wirkung zu empfangen.

Das Weichselgebiet vermochte vielmehr große Zeiträume hindurch den Sinn seiner Zugehörigkeit zum mitteleuropäischen Raum nicht zu erfüllen, weil die Zahl seiner nordrassischen Bewohner, die mehr als alle anderen den Auftrag von Schicksal und Raum verspürten, zu ungleichmäßig verteilt oder zu klein war, um alle die Aufgaben zu meistern, die sich ihnen aus dem Raume aufdrängten. Während das preußische Küstenland schon früh seeüber in den Bann des nordischen Kraftfeldes um die westliche Ostsee gezogen wurde und eine starke nordische Führerschicht erhielt, blieb der Weichselbogenraum verhältnismäßig arm an nordrassischen Elementen. Dadurch wurde die Zweiteilung des Weichselgebietes, die die Natur in dem Verlauf der baltischen Endmoräne angebahnt hatte, in der Kulturgestaltung vollendet. Der Weichselraum konnte nie in seiner Geschichte als Ganzes auftreten und zu Geltung kommen, mit Ausnahme zur Zeit seiner ostgermanischen Besiedlung.

Die Schwächung seines Eigenlebens, die sich aus dieser Zweiteilung ergab, hat den Weichselraum im Verein mit seiner Armut an eigenen Kraftzentren und Kraftlinien trotz aller Neigung zur Absplitterung nur um so stärker mit dem übrigen Mitteleuropa verknüpft. Seine Wirkungen kamen auf zu zahlreichen Wegen heraus, an, als daß sie jemals nicht verspürt worden wären. Im Küstenlande waren es vor allem die Kraftlinien der Ostseeküste und der Straße Berlin—Bromberg—Allen-

stein—Gumbinnen—Tilsit, im Weichselbogenraum Berlin—Bromberg—Bialystok—Minsk—Smolensk, Berlin—Posen—Warschau—Pinsk—Homel, Leipzig—Glogau—Lodz—Lublin—Kiew, Dresden—Breslau—Krakau—Lemberg—Dnjestr. Es sind alles Kraftlinien, die aus dem äußersten Westen Mitteleuropas kommen und im großen und ganzen westöstlich verlaufen. Aber jenseits des 24° Ost scheren sie nach Norden und Süden auseinander. Hier geht jenseits des Narew und Bug der mitteleuropäische Raum in den osteuropäischen über. Von hier an empfangen sie ihren Sinn aus andersartigen Kraftzentren und kehrt sich ihr Kraftgefälle um.



Das Kraftliniennetz der großen Straßenzüge im Weichselraum

Diese Wirkung der westöstlichen Kraftlinien, die den Weichselraum ebenso nach Mitteleuropa hineinziehen, wie sie ihn von Osteuropa trennen, wird noch durch den besonderen Verlauf der nordischen Kraftlinien verstärkt. Auch sie beginnen und enden kaum in eigenständigen Kraftzentren des Weichselraumes. Ihre Richtung ist nicht durchaus nordsüdlich, sondern wird ebenso von der Lage der sich anziehenden und ergänzenden Räume wie der Lage der großen Flußmündungen der Ostsee und der Gängigkeit des südlichen Hochgebirges bestimmt. So verknüpfen die Linien Berlin—Stettin—Posen—Lodz—Lemberg—Dnjestr und Schweden—Danzig—Warschau—Lemberg—Dnjestr die beiden Zentren des nordischen Raumes mit den Ländern des Schwarzen Meeres und dem Oriente. Sie verbinden aber auch den Weichselraum wieder aufs engste mit dem nordisch bestimmten Mitteleuropa und

verstärken zugleich jene Umkehr des Kraftgefälles jenseits des 24° Ost. Nicht ander wirkt die Linie, die von der mährischen Pforte zur oberen Memel und Düna, aus dem Donauoberland und Donaubecken sowie dem böhmischen Raume nach den baltischen Ländern führt. Die immer nur weniger wichtige Linie Memel—Tilsit—Brest—Lemberg ändert daran ebensowenig wie die alte Bernsteinstraße Danzig—Bromberg—Mährische Pforte, die beide die Kräfte des Nordens und Südens vielmehr an dem Weichselraum vorbei- als hineintragen. Vor der geopolitischen Gewalt aller dieser nordischen Kraftlinien hat aber endlich die allein völlig eigenständige Kraftlinie des Weichselraumes Königsberg—Warschau—Sandomir—Duklapaß infolge seiner Aufteilung in Küsten und Binnenland nie anders als in Teilstücken Bedeutung zu erlangen vermocht.

Gilt die geopolitische Zugehörigkeit des Weichselraumes zu Mitteleuropa und seine Absetzung vom Osten für ihn als Ganzes, so erst recht für seine Teile, das preußische Küstenland und den Weichselbogenraum. Wie jenes aus Schicksal sich niemals der Zugehörigkeit zu Mitteleuropa entzog, so war dieser aus dem Mangel an eigenen Kraftzentren vor allem an seinen Grenzen nicht in der Lage, sich jemals den von außen herantretenden Einflüssen zu entziehen und zu einer wirklichen Eigenständigkeit zu gelangen. Gelang es den polnischen Trägern seiner staatlichen Ausformung in Zeiten der Schwäche des deutschen Mitteleuropa die Wirksamkeit der anziehenden Kraft des Westens aufzuheben, so erlag der Staat des Weichselbogenraumes sofort den Einflüssen des Nordens, Südens und Ostens bzw. den Verlockungen einer allseitigen geopolitischen Wirkungsmöglichkeit. Der Verrat an der mitteleuropäischen Sendung des Weichselraumes bedeutet immer wieder zuletzt auch die Aufgabe jeder geopolitischen Eigenart und Eigenständigkeit.

Schon die erste uns bekannte staatliche Formung des Weichselbogenraumes wird von Kräften vorgekommen, die in ihm nicht wurzeln. Es sind um 900 v. Ztwe. die aus dem Norden und Westen kommenden Bastarnen und Skieren, deren Staat sich zunächst bis 400 v. Ztwe. um die Weichsel-Wartheinie aufbaut, um dann vor dem Widerstand der illyrischen Stämme Oberschlesiens zurückweichend sich zum Weichsel-Dnjestrstaat zu entwickeln. Bereits als er 150 v. Ztwe. unter den Stößen der Sarmaten zusammenbricht, zerfällt der Weichselraum in das unter der Skierenherrschaft verbleibende preußische Küstenland und das Gebiet des Weichselbogens. Erst seit 200 v. Ztwe. aus Jütland und Bornholm einwandernden Vandalen und Burgunden schafft auf Grund der westöstlichen Kraftlinien südlich vom Küstenland einen Warthe-Netze-Weichsel- und Oder-Warthe-Weichselstaat, deren letzterer sich bis zum Bug und den Karpaten ausdehnt. Der Zersplitterung des Weichselraumes in drei Staaten machen die seit 100 v. Ztwe. aus dem Nordraume einwandernden Goten ein Ende. Sie errichteten in den gemeingermanischen Formen der Gefolgschaft bzw. des Königsdienstes einen Weichsel-Dnjestrstaat, der dann zur Grundlage der Eroberung und Beherrschung fast ganz Osteuropas wurde. Als ihr Staat 375 n. Ztwe. zerbrach, zersplitterte der von den Germanen verlassene Weichselraum in die Stammesgebiete der Slawen und Preußen.

Eine Deutung seines Raumsinnes erfuhr das Gebiet der Weichsel erst wieder, die karolingischen Versuche seiner Einbeziehung in den mitteleuropäischen Bereich in den Sachsenkaisern entschlossene Verfechter und Verwirklicher fanden. Otto I. den Weichselbogenraum endgültig politisch an sein mitteleuropäisches Reich anschloß, konnte er es um so leichter, weil er inzwischen durch die Einwanderung normannischer Krieger eine auf dem germanischen Gefolgschaftsprinzip beruhende staatliche Neuordnung erfahren hatte. Aus normannischer Organisation und deutscher politischer Meisterschaft und Macht erwuchs die staatlich-kirchliche Form

des Weichselbogenraumes der folgenden Jahrhunderte. In den Formbereich Mitteleuropas eingegliedert, übernahm er, wenn auch zeitweise schwankend, die bisherigen Funktionen des Odergebietes und sicherte die mitteleuropäische Ostgrenze an Narew, Bug und Dnjestr.

Viel später als der Raum des Weichselbogens wird das Küstenland staatlich gestaltet und Mitteleuropa eingegliedert. Hier waren die ausschließlich deutschen Kräfte der Hanse und des Deutschen Ordens am Werk. Da die Einwanderung deutscher Bauern und Bürger im Ordensland besonders stark war, wurde das Land sehr bald dem Germanentume wiedergewonnen und dem mitteleuropäischen Raume endgültig eingegliedert.



Expansionslinien der deutschen Ostkolonisation im Baltikum.

(Aus Schierenberg, Die Memelfrage als Randstaatenproblem. Berlin-Grünwald 1925, Kurt Vowinkel Verlag)

In dem viel größeren Weichselbinnenlande, das gleichzeitig über einen eigenen Staatsgedanken normannischer Herkunft verfügte, reichte dagegen die an sich starke von den einheimischen Fürsten, dem Adel und der Geistlichkeit im eigenen Interesse geförderte deutsche Einwanderung des 12., 13. und 14. Jahrhunderts nicht aus, eine Germanisierung herbeizuführen. Es gelang nur, dem Polenstaate die Kräfte zu geben, dem Ansturm des Ostens zu widerstehen und ihn kulturell und verwaltungsmäßig fest an Mitteleuropa bzw. das Deutsche Reich anzuschließen. Diese Bindungen bewährten auch ihre Kraft, als Frankreich (1370—1382) versuchte, Polen und Ungarn gegen das Reich zu gebrauchen.

Selbst die Verbindung mit Litauen, dem Staate des oberen Memel- und Dnjeprgebietes, änderte daran nichts. Vielmehr war die innere Kraft des Polenstaates durch die deutsche Einwanderung und die Übernahme deutscher Lebensformen so gewachsen, daß das raumgrößere Litauen sehr bald zum Anhängsel des Weichselbogenstaates wurde. Indem es von ihm und der weiter anhaltenden deutschen Ein-

wanderung in den Kultur- und Staatsbereich Mitteleuropas einbezogen wurde, wurde die mittel-osteuropäische Grenze weiter hinausgerückt, als angesichts der allmählich einsetzenden inneren Zersplitterung Mitteleuropas gut war.

Die starke deutsche Einwanderung und der litauische Machtzuwachs gaben aber dem Weichselbogenstaat auch soviel Kraft, daß er den Versuch zum Erwerb des Weichselküstenlandes, des Durchstoßes zur Ostsee und der Führung einer eigenen, nicht mehr von Westen her bestimmten Politik unternehmen konnte. In zwei Vorstößen 1410 und 1466 gelang es ihm, das Küstenland zu erobern. Allein, Küsten- und Weichselbogenland zu einer mehr als losen politischen Einheit zu verschmelzen, vermochte er nicht. Daran hinderten ebenso die völkischen Unterschiede wie das vom Küstenlande zum Binnenlande gehende Kulturgefälle und die Zersplitterung der staatlichen Kräfte in einer Vielzahl selbst gestellter äußerer Aufgaben, die mit einem starken inneren Zerfall Hand in Hand ging.

An den unbewältigten Aufgaben eines viel zu großen Raumes und der organisatorischen Unfähigkeit des Polentumes, vor allem aber an der fast restlosen Fremdständigkeit der Kraftlinien des Weichselraumes scheiterte dann ebenfalls nach anfänglichen Erfolgen der Versuch der Lösung von Mitteleuropa und der Führung einer eigenständigen Politik. Während die zentrale Macht des Königtums zerfiel und durch die zentrifugale und partikulare Gewalt des Adels ersetzt wurde, während das Bauerntum zur Recht-, das Bürgertum zur politischen Bedeutungslosigkeit herabsank, erlag die polnische Politik den von allen Seiten herandrängenden fremden Einflüssen. Daran vermochte auch die Lubliner Union von 1569, die die staatsrechtliche Vereinigung aller polnischen und litauischen Gebiete brachte, nichts zu ändern. Sie bedeutete im Grunde keine Steigerung, sondern eine Schwächung der Macht des Polenstaates, dessen Kräfte sich nur um so stärker in den viel zu weit gezogenen Grenzen zwischen den Weichsel- und Dünamündungen, der Mährischen Pforte und dem unteren Dnjepr und Dnjestr verzettelte, indem sie alle Möglichkeiten des wohlausgebildeten Kraftliniennetzes zugleich wahrnahmen. Der geeinte Polenstaat wurde nun erst recht zum Spielball fremder Mächte.

1573 griff Frankreich nach der Krone der Adelsrepublik im Gegenspiel gegen das Reich und in Erinnerung an die Tage der Anjous. Da es keine Macht besaß und nur Macht erhoffte, vermochte es die Krone nicht zu halten. 1575 fiel sie an Stephan Báthory, den Fürsten von Siebenbürgen. Aber trotz seiner eindrucksvollen Siege über die Russen konnte er die einmal eingeschlagene Entwicklung zum Zerfall nicht aufhalten. Aus dem nach seinem Tode entstehenden Thronstreite zwischen den Häusern Habsburg und Wasa ging der Schwede Siegmund III. als Sieger hervor. In seiner langen Regierung von 1587 bis 1632 belastete er Polen mit der Gegnerschaft des protestantischen Schweden und machte ihm Moskau durch die äußerlich so glänzende Erwerbung Severiens, Tschernigows und Smolensks zum unversöhnlichen Feinde. Im Süden aber drohten die Türken.

Seitdem verzehrte sich der gegen allen Sinn seines ursprünglichen Raumes aufgeblähte Staat im Kampfe gegen Deutsche, Schweden, Russen und Türken, verzehrte sich auch die Kraft der noch immer seine besten Diener und Führer stellenden Deutschen in einem nutzlosen und vergeblichen Ringen. Im Innern aber schritt die Zersetzung weiter fort. Jeder Thronwechsel gab allen Fremden die Möglichkeit der Geltendmachung ihres Einflusses. Die mit ihrem Geld aber geschaffenen Adels-

parteien bestanden weiter, beobachteten und befahdeten sich bis zur nächsten großen Gelegenheit.

Wenn Polen trotzdem noch ein ganzes Jahrhundert bestand, so lag dies daran, daß jeder Nachbar das Reich gern als Ganzes erworben hätte. Außerdem war die Zersplitterung des Deutschen Reiches erst 1648 besiegelt worden, während die Kräfte Moskaus und seine Auseinandersetzungen mit Türken und Schweden noch keine entschiedene Westwendung erlaubten. Als aber Peter der Große Rußland zur Großmacht erhoben und ein starkes Heer begründet hatte, war Polens Schicksal besiegelt. Nun entstand auf den westöstlichen Kraftlinien des Polenstaates ein ostwestliches



Die Aufteilung des polnisch-litauischen Raumes bis 1795

GEOPOLITIK/XVIII. JAHRGANG/HEFT 1/ENTWURF: VOWINCKEL/ZEICHNUNG: STEINAU

Machtgefälle. Polen wurde ein Land, über das während eines Jahrhunderts im wesentlichen Rußland verfügte.

Was Mitteleuropa, was das Deutsche Reich der russischen Macht allein entgegenzusetzen konnte, war die feinere und gewandtere Politik. Sie mußte von den drei Mächten Brandenburg, Sachsen und Habsburg zugleich betrieben werden. Schon 1666 hatte der Große Kurfürst Ostpreußen aus dem polnischen Länderbestand herausgelöst. 1667 hatte Moskau die an Siegmund III. verlorenen Gebiete zurückerobert. Die Fortsetzung dieser Aufteilung schien im 17. Jahrhundert das Gegebene. Weil aber keine der deutschen Mächte der anderen einen Gewinn recht gönnte und alle Rußland fürchteten, wurde zunächst der sächsische Kurfürst August der Starke mit russischer Hilfe gegen den Günstling Frankreichs König von Polen. Als aber unter dem sächsischen Hause die Gefahr wuchs, daß Polen doch noch ganz in den Besitz Rußlands überging, schlug Friedrich der Große, der Führer der nördlichen deutschen Vormacht, die Teilung Polens vor. Ihr Ergebnis war 1793 und 1795 die Wiederherstellung der alten, seit den Tagen Boleslaws I. bestehenden Ostgrenze Polens und Mitteleuropas längs des Bug, die selbst die Lubliner Union als Verwaltungsgrenze hatte bestehen lassen.

Das bald darauf heraufziehende Zeitalter Napoleons schien eine Erneuerung des Weichselbogenstaates mit seiner natürlichen Ostgrenze zu bringen. Weil dieser Staat aber wiederum dem raumfremden Gesetze der Westmacht gehorchte, zerbrach er mit ihr. In einer vierten Teilung schob der Wiener Kongreß die Grenze Osteuropas bis jenseits der Warthe vor, während sie den Süden und Norden des Weichselraumes Mitteleuropa zuordnete. Diese Ordnung, die Osteuropa im Weichselraum ein Übergewicht verlieh, bestand fast ein Jahrhundert. Als sie im Weltkriege verschwand, wurde von den Westmächten ein Weichselbogenstaat aufgerichtet, der gleichzeitig in das Memel-, Düna-, Dnjepr- und Dnjestrgebiet eingriff, das deutsche Küstenland längs der Weichsel durchstieß und an der Mährischen Pforte stand. Diese Belastungen waren für den neuen Polenstaat um so gefährlicher, als er von vornherein seine mitteleuropäischen Bindungen und Aufgaben verleugnete und seine Politik nach den Weisungen und im Interesse Westeuropas führte. So zerbrach er bereits nach 20jährigem Bestehen. Mittel- und Osteuropa, die dieser Staat hatte schädigen, schwächen und trennen sollen, stellten ihre alten natürlichen Grenzen wieder her. Der Weichselraum wurde endgültig als Ganzes Mitteleuropa und dem Deutschen Reich wieder eingeordnet.

Mit dieser Einordnung des Weichselraumes in den von der Natur vorgezeichneten europäischen Mittelraum zwischen Nord-Ostsee und Hochgebirge, Argonnen und Bug wird sein geopolitischer Sinn zum ersten Male seiner Erfüllung entgegengeführt. Seine ebenso aus europäisch-asiatischem Gegensatz und Ergänzung wie germanisch-nordischer Gestaltung bestimmten Leitlinien empfangen die in ihnen wirkenden Antriebe und Kräfte nicht mehr aus fremden Bereichen, sondern aus dem großen mitteleuropäischen Raume, dem er angehört. Sie wirken darum nicht mehr fremd-, sondern eigenständig, nicht mehr sprengend, sondern einend. Die den natürlichen Verhältnissen entsprechende enge Verflechtung mit dem Oder-Warthe-Raum beseitigt die unnatürliche Vielzahl der Grenzen des Weichselgebietes und gibt ihm die natürliche Ostwendung. Mit der steigenden Durchtränkung und Sättigung mit deutscher Kraft wird es schließlich in die Lage versetzt, ebenso wie das Rhein- und Donaugebiet die Grenzwehr Mitteleuropas aus eigenem Vermögen zu leisten. Endlich aber vollendet sich in dieser Einordnung des Weichselraumes in die Reihe der mitteleuropäischen Stromsysteme nach tausendjährigem Ringen die geopolitische Form des mitteleuropäischen Deutschen Reiches. In der sinnvollen Abrundung und Erfüllung des ihm vorbestimmten Kernraumes Europas wird es zum ersten Male in den Stand gesetzt, sich seiner europäischen Aufgabe als Mittler zwischen den Völkern des Nord-, Süd-, West- und Ostraumes, als Hort des Friedens und Fortschrittes, ganz hinzugeben.

NIS PETERSEN

Norwegens Möglichkeiten in der Neuordnung Europas

Im Gegensatz zu dem universalen Herrschaftsanspruch Englands hat Deutschland sich als Ziel die Schaffung einer neuen regionalen europäischen Wirtschaftsordnung gesetzt. Deutschland ist bestrebt, durch die Schaffung eines großdeutschen Wirtschaftsraumes ein neues, starkes, wirtschaftliches Zentrum innerhalb Europas zu bilden und auch außerhalb der Grenzen seiner Souveränität ein Gebiet enger wirtschaftlicher Zusammenarbeit gegenüber den „raumfremden“ Großmächten unter Einschluß von Nordeuropa zu schaffen.

Staatsrat Wohlthat erklärt in seiner Veröffentlichung „Neuordnung in Europa und deutscher Außenhandel“ u. a.:

„Deutschland arbeitet an einer wirtschaftlichen Neuordnung Europas mit dem Ziel, alle Kräfte für die Steigerung des Lebensstandards der Bevölkerung in einem Großraum zusammenzufassen. Wenn dieses Ziel erreicht werden kann, ergeben sich die vorteilhaftesten Rückwirkungen auf die übrigen wirtschaftlichen Großräume der Welt... Wenn der Krieg beendet werden kann, ohne das in Generationen ersparte und investierte Kapital Europas zu zerstören, so wird die Neuordnung Europas die Grundlage für eine neue Phase der wirtschaftlichen Entwicklung und der Industrialisierung der Welt bilden... Deutschland will hierbei, gegen den englischen Widerstand, neuen wirtschaftlichen Formen zum Durchbruch helfen...“

Es wird in diesem Zusammenhange interessieren, welchen Beitrag Norwegen zufolge seiner geopolitischen Gestaltung und Lage in handelspolitischer Hinsicht zur Neuordnung des europäischen Wirtschaftsraumes unter Deutschlands Führung zu leisten in der Lage und gewillt ist. Hierüber liegen neue Äußerungen norwegischer Industrie- und Wirtschaftsführer vor, die eine Beleuchtung verdienen. Zunächst sei ganz kurz eine Übersicht über Norwegens Wirtschaftskraft gegeben.

Norwegen umfaßt den schmälern westlichen Teil der skandinavischen Halbinsel und erstreckt sich bei einer Länge von rund 1600 km und einer Fläche von 324 000 qkm in einer Breite bis zu 400 km zwischen dem 58. und 78. nördlichen Breitengrade weit über den Polarkreis hinaus. Trotz der hohen nördlichen Breite hat Norwegen infolge des Einflusses des Golfstromes ein mildes und an den Küsten sogar sehr feuchtes Klima. Mit kaum 3 Millionen Einwohnern ist es nur mit 9 Menschen je Quadratkilometer besiedelt gegenüber 14 in Schweden und 84 in Dänemark. Etwa ein Drittel der Bevölkerung lebt von der Land- und Forstwirtschaft. Ackerbau und Viehzucht können hier in viel nördlicheren Breitengraden als in irgendeinem andern Lande der Welt betrieben werden. Die landwirtschaftliche Nutzfläche beziffert sich gegenwärtig auf nur 10 000 qkm und ist noch stark erweiterungsfähig. Im Jahresdurchschnitt stellte sich Norwegens Ernte für die letzten Jahre in 1000 dz nachfolgend: Weizen 328, Roggen 100, Gerste 1155, Hafer 1763, Kartoffeln 8005. In 1000 Stück stellte sich Norwegens Viehbestand nachfolgend: Pferde 181, Rinder 1294, Schweine 550, Schafe 1698 und Ziegen 338. Der Schafbestand ist verhältnismäßig sehr groß und hat in den letzten Jahren im Jahresdurchschnitt 26 000 dz Wolle gegeben. Norwegen hat bekanntlich eine der größten Fischereifloten der Welt, und in der Hochsee- und Küstenfischerei sind rund 100 000 Menschen beschäftigt. Die norwegischen Walfischfänger liefern z. B. rund 50% der Welterzeugung an Tran. Auf Spitzbergen hat Norwegen reiche Kohlenlager, während im Inlande selbst die Eisenerzvorkommen in Finnmarken von Bedeutung sind. Im Durchschnitt der letzten Jahre hatte der norwegische Bergbau in 1000 tons eine jährliche Erzeugung von: Steinkohle 477, Eisenerz 474, Kupfererz 20, Zinkerz 10 und Silber 7850 kg. Dazu trat eine Hüttenproduktion an Roh-eisen von 113 000 tons und eine Aluminiumerzeugung, die mit an der Spitze der europäischen Länder steht. Im übrigen hängen die Hauptindustriestämme Norwegens mit dem Waldreichtum des Landes zusammen: Sägewerke und Holzverarbeitung, Zellulose — und Papierfabrikation.

Schon diese wenigen Angaben zeigen deutlich, daß Norwegen ein Land ist, das einem europäischen Großwirtschaftsraum sehr

viel zu geben hat. Mit einem Außenhandelsumsatz von 289 Reichsmark jährlich je Kopf der Bevölkerung im Durchschnitt der letzten Jahre steht Norwegen mit an erster Stelle von allen Ein- und Ausfuhrländern der Welt. Diese Tatsache beweist, daß Norwegen mit dem hohen Lebensstandard seiner Bevölkerung zu den kaufkräftigsten Ländern auf dem Weltmarkt gehört.

Der auch in Deutschland bekannte Leiter des norwegischen Industrieverbandes, Lorentz Vogt, hielt kürzlich im norwegischen Rundfunk einen Vortrag über die Neuordnung der norwegischen Wirtschaft und über die Neuregelung von Norwegens Außenhandelsbeziehungen. Er wies auf die starke Steigerung von Norwegens Aus- und Einfuhr, insbesondere seit der Jahrhundertwende, hin und erklärte: Norwegens Ausfuhr ist zusammen mit Norwegens Schifffahrt bestimmend dafür, was Norwegen wiederum von außen einführen kann.

Zur richtigen Beurteilung von Norwegens Beitrag zur wirtschaftlichen Neuordnung Europas hat sich die Untersuchung zunächst dahin zu erstrecken, wohin Norwegens Export ging, wie Norwegens Ausfuhr sich im einzelnen zusammensetzte und wie die Entwicklung seit der Jahrhundertwende gewesen ist. Man kann Norwegens Außenhandelspolitik in diesem Jahrhundert in zwei Zeitabschnitte einteilen: von 1900 bis 1925 und von 1925 bis Anfang 1940. Der letztere Zeitabschnitt soll im Interesse einer richtigen Beurteilung von Norwegens Beitrag zur wirtschaftlichen Neuordnung Europas ausführlicher behandelt werden.

Norwegens Ausfuhr umfaßt fünf Hauptartikel: 1. Holzwarenerzeugnisse und Veredelungserzeugnisse der Holzindustrie, 2. Erzeugnisse der elektrochemischen und der elektrometallurgischen Industrie, 3. Bergwerkserzeugnisse, 4. Erzeugnisse der hermetischen Industrie, 5. Fischkonserven einschließlich Tran und Heringsmehl.

Von diesen fünf Gruppen spielten bei der Jahrhundertwende die Ausfuhrwaren der Holzindustrie, der Holzveredelung und der Fischindustrie die Hauptrolle. Die Ausfuhrwaren der elektrochemischen und elektrometallurgischen Industrie, sowie der Hermetikindustrie und der modernen Bergwerksindustrie sind Kinder des 20. Jahrhunderts. Die Ausfuhrerzeugnisse der Holzwarenindustrie stiegen von 76,5 Millionen Kronen in 1900 auf 187,1 Millionen Kronen im Jahre 1938. Der Ausfuhrwert der elektrochemischen und elektrometallurgischen Erzeugnisse, der 1900 nur 1,3 Millionen Kronen ausmachte, war im Jahre 1938 auf 197,5 Millionen Kronen gestiegen. Während im Jahre 1900 der Ausfuhrwert der elektrochemischen und elektrometallurgischen Erzeugnisse sich nur auf 1,7% des Ausfuhrwertes der gesamten norwegischen Holzindustrie stellte, war in 1938 ihr Ausfuhrwert größer als der der Holzindustrie. Im Jahre 1900 führte Norwegen für 2,3 Millionen Kronen Bergwerkserzeugnisse aus und im Jahre 1938 für 49,1 Millionen Kronen. Die Ausfuhr von Fischkonserven, Heringsmehl usw. stieg von 44,1 Millionen Kronen auf 100,2 Millionen Kronen. Der Ausfuhrwert der Erzeugnisse der Hermetikindustrie stieg im gleichen Zeitraum von 1,9 Millionen Kronen auf 30,2 Millionen Kronen. Hieraus ist ersichtlich, daß die Grundlagen der norwegischen Ausfuhr sich strukturell stark verändert haben. Das gilt nicht nur hinsichtlich der einzelnen Warengattungen, sondern ebenso sehr für die Richtung von Norwegens Ausfuhr.

Norwegens Ausfuhr nach Großbritannien stellte sich in 1900 auf 70 Millionen Kronen und in 1938 auf 190 Millionen Kronen. Sie hatte sich also in diesem Zeitraume um das 2½fache vergrößert. Im gleichen Zeitraum stieg Norwegens Ausfuhr nach Deutschland von 21,7 auf 119,6 Millionen Kronen. Norwegens Ausfuhr nach Deutschland vergrößerte sich also um das Sechsfache. Im gleichen Zeitraum stieg Norwegens Ausfuhr nach USA. auf 60 Millionen Kronen, so daß die Vereinigten Staaten an dritter Stelle als Abnehmer norwegischer Erzeugnisse dastanden.

Teilt man vom Gesichtspunkte des norwegischen Außenhandels aus die Welt in

drei Hauptgruppen ein, Großbritannien, das europäische Festland und die überseeischen Verbindungen, dann stellt sich das Ergebnis nachfolgend: Norwegens Ausfuhr nach dem europäischen Festland ist in den letzten 39 Jahren von 90 Millionen Kronen auf über 400 Millionen Kronen gestiegen. Im gleichen Zeitraum ist die norwegische Ausfuhr nach Übersee von 8 auf 190 Millionen Kronen und die nach Großbritannien von 70 auf 190 Millionen Kronen gestiegen. Berücksichtigt man nur Norwegens Außenhandelsentwicklung für die Zeit nach dem Weltkriege, dann wird die steigende Bedeutung des europäischen Festlandes für Norwegens Ausfuhr noch deutlicher. Norwegens Ausfuhr nach Großbritannien, die sich in 1925 auf 300 Millionen Kronen stellte, war in 1938 auf 190 Millionen Kronen zurückgegangen. Mit hin sank also Norwegens Ausfuhr nach Großbritannien in den Jahren von 1925 bis Anfang 1939 um rund 33%. Norwegens Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten ging in den Jahren 1925—1938 von 110 Millionen Kronen auf 60 Millionen Kronen zurück, was also einem Rückgang von 45% entspricht. Während in den letzten 14 Jahren Norwegens Ausfuhr nach England und den Vereinigten Staaten sehr stark zurückging (33 und 45%), stieg die Ausfuhr nach Deutschland. Norwegens Ausfuhr nach Deutschland stellte sich in 1925 auf 104 Millionen Kronen und in 1938 auf 120 Millionen Kronen, was also einer Steigerung von 14% gleichkommt. Die Steigerung der norwegischen Ausfuhr nach Deutschland im letztgenannten Zeitraume beginnt mit dem Jahre 1933 und setzt sich bis zum Beginn des gegenwärtigen Krieges fort. Die neue Richtung der deutschen Wirtschaftspolitik hat also in Norwegen größtes Verständnis gefunden.

Nimmt man eine Aufteilung der norwegischen Ausfuhrartikel von 1925 bis Anfang 1939 vor, dann ergibt sich nachfolgendes Bild: Der Ausfuhrwert der elektrochemischen und elektrometallurgischen Erzeugnisse stieg von 1925 bis 1938 von 168 Millionen Kronen auf 197,5 Millionen Kronen. Hier zeigte die Ausfuhr nach Deutschland ein Anwachsen von $12\frac{1}{2}$ auf $25\frac{1}{2}$ Millionen Kronen. Während die Ausfuhr in diesem Erzeugnis nach England in der gleichen Zeit nur von 26 auf 29 Millionen Kronen stieg, Norwegens Ausfuhr an Bergwerksprodukten stieg von 1925 bis 1938 von 32,7 auf 49,1 Millionen Kronen. Deutschland, das 1925 für 13,8 Millionen Kronen Bergwerksprodukte aus Norwegen einfuhrte, steigerte in 1938 diese Einfuhr auf 32 Millionen Kronen, also eine Erhöhung um weit mehr als das Doppelte. In der gleichen Zeit ging Norwegens Ausfuhr an Bergwerkserzeugnissen nach Großbritannien von 7 auf 6 Millionen Kronen zurück. Also auch in diesen Erzeugnissen beobachtet man einen Rückgang der Ausfuhr nach England gegenüber einem starken Ansteigen der Ausfuhr nach Deutschland. In Fischkonserven, Heringsmehl usw. ging Norwegens Gesamtausfuhr von 1925 bis 1938 von 152,3 auf 100,2 Millionen Kronen zurück. Trotzdem stieg die Ausfuhr nach Deutschland an diesen Waren von 21,7 auf 24,1 Millionen Kronen, während die Ausfuhr nach England in der gleichen Zeit von 16,8 auf 16,4 Millionen Kronen zurückging.

Die stark wachsende Bedeutung des deutschen Marktes für Norwegen ist einmal auf die geänderte Zusammensetzung der norwegischen Ausfuhrgruppen und zum andern auf Deutschlands gewaltige Wirtschaftsexpansion zurückzuführen. Der Direktor des norwegischen Industrieverbandes hebt hervor, daß man sich in norwegischen Wirtschaftskreisen darüber klar ist, daß die Leistungskapazität innerhalb der elektrochemischen und elektrometallurgischen Industrie auch nicht annähernd voll ausgenutzt ist. Das gleiche gilt für die Leistungsmöglichkeit in der norwegischen Bergwerksindustrie. In diesen drei großen und für die Ausfuhr wichtigen norwegischen Industriezweigen liegen noch weite Ausweitungsmöglichkeiten vor. Direktor Vogt weist darauf hin, daß solche Ausweitungsbestrebungen durch die stark vorhandene

Möglichkeit der Beschaffung billiger Kraft gegeben ist, denn bis heute ist nur ein Bruchteil der reichen Wasserkräfte Norwegens industriell ausgenutzt.

Was nun auf der andern Seite Norwegens Einfuhr angeht, so ist die Einfuhr aus Großbritannien in der Zeit von 1925 bis 1938 um 118 Millionen Kronen, von 311 Millionen Kronen auf 193 Millionen Kronen zurückgegangen. Die Einfuhr aus Deutschland ist im gleichen Zeitraume um 60 Millionen Kronen, von 280 auf 220 Millionen Kronen, zurückgegangen. Die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten ist um 75 Millionen Kronen, von 194 Millionen Kronen auf 119 Millionen Kronen, zurückgegangen. Bemerkenswert bleibt hier die Erscheinung, daß unter diesen drei genannten Ländern die Einfuhr aus Deutschland am wenigsten zurückgegangen ist und daß Deutschland den ersten Platz in der norwegischen Einfuhr einnimmt. Mit Recht kann daher der Direktor des norwegischen Industrieverbandes erklären: „Die Entwicklung der letzten Jahre hat gezeigt, daß Deutschland eine stetig zunehmende größere Rolle für Norwegens Ausfuhr und Einfuhr spielt. Im Jahre 1938 war Deutschland unser größter Lieferant und unser zweitgrößter Abnehmer.“

Bei Kriegsbeginn am 1. September 1939 wurden Norwegens natürliche Handelsbeziehungen zu verschiedenen Ländern abgebrochen. Was nun Norwegens Wirtschaftsverbindungen mit Deutschland in den letzten vier Monaten 1939 und während der ersten sechs Monate des Jahres 1940 betrifft, hat man eine ganz gute Übersicht durch die Entwicklung des deutsch-norwegischen Clearingverkehrs; denn die eingezahlten Beträge zeigen Norwegens Einfuhr und geben indirekt Ausdruck für Norwegens Ausfuhr nach Deutschland. Die Entwicklung auf den Clearingkontos zeigt, daß Deutschland bis heute äußerst lieferungsfähig gewesen ist.

Beim Eingehen der deutsch-norwegischen Abmachungen rechnete man von norwegischer Seite damit, daß von Norwegen monatlich rund 10 Millionen Kronen eingezahlt werden sollten, um eine Jahreseinfuhr von 117 Millionen Kronen zu decken. Diese Einzahlungen wurden aber mit 50% überschritten, so daß monatlich 15 Millionen Kronen bzw. 180 Millionen Kronen im Jahre 1938 einbezahlt wurden. Seit Beginn des Krieges stiegen die norwegischen Clearing-einzahlungen sogar auf monatlich zwischen 20 bis 25 Millionen Kronen. Dann schuf der 9. April eine neue Situation, und die folgenden Monate mußten der Vorbereitung neuer Handelsverbindungen und der notwendigen Wirtschaftsumstellung gewidmet werden.

Direktor Vogt weist dann darauf hin, daß er im Düsseldorfer Industrieklub und in weiteren Vorträgen vor deutschen Industrie- und Handelskammern die Richtlinien für eine erweiterte wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Norwegen aufgezeigt hat. Nach Absperrung der norwegischen Handelswege nach West, insbesondere nach England und USA., ist der Weg nunmehr frei für einen größeren Warenumsatz mit Deutschland. Deutschland ist aus geopolitischen und aus handelswirtschaftlichen Rücksichten heraus ein viel natürlicherer Partner für Norwegen als England und USA. Hinzu kommt, daß England Norwegens vermeintliche wirtschaftliche Abhängigkeit bei den Handelsvertragsverhandlungen der letzten Jahre in unerhörter Weise mißbraucht und ausgenutzt hat. Gegenüber Englands kommerziellem Herrschaftsanspruch steht Deutschlands Streben nach wirtschaftlicher Gleichberechtigung aller Glieder des großeuropäischen Wirtschaftsraumes.

Als Zerstörer des Welthandels hat England auch die Wirtschaftsverbindungen der kleinen Staaten Europas vernichtet. Deutschland hingegen will die Wirtschaften dieser kleinen europäischen Länder wieder aufrichten und sie innerhalb des großdeutschen-europäischen Wirtschaftsraumes zu fruchtbaren Mitgestaltern des neuen Europa machen.

OTTO CONSTANTINI

Das griechische Eisenbahnnetz in seiner strategischen Bedeutung

Trotz aller modernen Verkehrserrunggenschaften der Nachkriegszeit haben die Eisenbahnen ihre Bedeutung für die moderne Kriegsführung nicht nur behalten, sondern gesteigert. Ihre Vorzüge treten immer wieder klar zutage: Billigkeit und Schnelligkeit der Beförderung von Truppen und Material auf größeren Strecken, Sicherheit im Massentransport und die geringe Abhängigkeit vom Wetter und anderweitigen Verkehrserfordernissen.

Nun sind es aber selten strategische Erwägungen gewesen, die das Eisenbahnnetz eines Staates entstehen ließen. Bodenschätze und Industrie, Bevölkerungsdichte und ein lebhaftes Austauschbedürfnis im Lande, das Entstehen von Großstädten und wichtigen Handelszentren gelten vielmehr als die eigentlichen Urheber eines engmaschigen Bahnnetzes. Wo diese Voraussetzungen fehlen, können sich die Eisenbahnen nur schwer entwickeln und gewähren daher dem Staat in Kriegsnotén nur geringe militärische Vorteile.

Diese Tatsache trifft auch für das griechische Eisenbahnnetz zu. Die Natur hat Griechenland nicht mit Reichtümern ausgestattet. Dem Lande fehlen fast alle Bodenschätze, und der Boden selbst, der auf weite Strecken hin nur aus öden Kalkgebirgen besteht, vermag nicht einmal die Bevölkerung zu ernähren. Da das Land zufolge der sommerlichen Trockenheit über keine verwertbaren Wasserkräfte verfügt, kann sich auch keine Industrie bilden. So fallen die zwei wichtigsten Voraussetzungen für den Bahnbau: Bodenschätze und Industrie, ganz aus. Wohl ist auch der Handel ein Faktor, der geeignet wäre, ein dichteres Eisenbahnnetz hervorzurufen; die Griechen bevorzugen in ihrer wirtschaftlichen Betätigung zwar den Handel, aber dieser spielt sich größtenteils zur See ab, so daß er dem Ausbau der Landverkehrswege nur in beschränktem Maße zugute kommt. Griechenland besitzt mit seinen 1,9 Millionen BRT. Handelsschiffsraum eine verhältnismäßig sehr große Handelsflotte, die fast die Hälfte der deutschen beträgt. Überdies liegt Griechenland an der äußersten Südostspitze Europas in einer Sackgasse des internationalen Verkehrs und hat nicht wie Südslawien oder Bulgarien noch Anteil am internationalen Durchgangsverkehr. Von den beiden einzigen Großstädten Saloniki und Athen-Piräus abgesehen, gibt es keine griechische Stadt, die zu einer Verdichtung des Bahnnetzes Anlaß geben könnte.

Sind also die Vorbedingungen, die in den meisten Ländern zur Entstehung eines dichten Eisenbahnnetzes geführt haben, in Griechenland nur in geringem Maße vorhanden, so stellten sich dazu noch dem Bahnbau Hindernisse entgegen, die das an und für sich schon nicht große Verkehrsbedürfnis noch mehr einschränkten. Dazu zählen vor allem die vielen steilen Gebirge, die das Innere der Halbinsel durchziehen und diese in zahlreiche kleine Landschaften auflösen. Deshalb liegen Epirus und das Vistrisatal, Grammosgebirge und Pindus noch fern von jeder Bahnverbindung. Auch das Hochland von Arkadien wird von keinem Schienenweg durchzogen. Die Nähe des Meeres, die tief in das Land eindringenden Meeresbuchten und Golfe und die Auflösung der Randlandschaften in Inseln (Ionische Inseln, Euböa) waren dem Bahnbau gleichfalls wenig förderlich und haben zur Bevorzugung der Wasserstraßen

geführt; deutlich zeigt das etwa das Zurücktreten des Eisenbahnverkehrs gegenüber dem Seeverkehr zwischen Saloniki und Athen.

Das griechische Eisenbahnnetz hat eine Länge von nur 3300 km. Ein Vergleich mit dem Deutschen Reich zeigt, wie weitmaschig es ist.

Großdeutschland (ohne Generalgouvernement) hat einen Flächeninhalt von 635 000 qkm, 90 Mill. Einwohner, eine Bevölkerungsdichte von 140 auf den qkm und 80 000 km Eisenbahnen. Griechenlands Flächeninhalt beträgt 130 000 qkm, seine Einwohnerzahl beläuft sich auf 7 Mill. und seine Bevölkerungsdichte auf 53. Demnach ist Deutschland fünfmal größer, hat zwölfmal mehr Einwohner, eine dreimal so große Bevölkerungsdichte und fünfundzwanzigmal mehr Eisenbahnkilometer oder ein fünfmal dichteres Schienennetz als Griechenland.

Die griechischen Bahnen sind ungefähr zur Hälfte Eigentum des Staates. Die Staatsbahn verfügt über 164 Lokomotiven, 224 Personenwagen und 4582 Güterwagen. Im Besitz der Privatbahnen befinden sich 174 Lokomotiven, 412 Personenwagen und 2035 Güterwagen. Beide Bahnen haben zusammen einen Personalstand von 10 000 Angestellten. Die Einnahmen überschreiten die Ausgaben um einige Prozente. So wie das griechische Eisenbahnnetz ist auch die Verkehrsdichte schwach. Personen- und Lastenzüge sind vorherrschend, Schnellzüge bilden eine seltene Ausnahme und werden nur auf der großen Nord-Südhauptstrecke eingesetzt und auch da nur mit je einem Schnellzug im Tag. Die mittlere Fahrtgeschwindigkeit beträgt bei den Personenzügen 20—30 km, bei Schnellzügen 40 km. Mehr als drei Personenzüge im Tag verkehren fast auf keiner griechischen Linie. Im allgemeinen herrscht die Normalspur vor, Schmalspurbahnen sind selten. Halbinsel-Griechenland erhielt erst 1916 den Anschluß an das übrige europäische Bahnnetz. Die Waggons der durchgehenden Züge sind bequem und sauber, auf dem Peloponnes läßt die Reinlichkeit der Wagen manches zu wünschen übrig; dort sind die wenigen Züge gut besucht, die meisten Reisenden mit viel Gepäck beladen, mit dem sie den ganzen verfügbaren Platz ausfüllen.

Griechenland verfügt nur über vier größere Verkehrslinien, von denen drei ihren Ausgangspunkt in Saloniki nehmen. Mit dem Besitze dieser Stadt kann ein großer Teil des griechischen Eisenbahnverkehrs beherrscht und auch lahmgelegt werden. Deshalb wird die Gewinnung dieses Verkehrsknotens für jeden Gegner Griechenlands ein wichtiges Angriffsziel bedeuten. Wer über die Verkehrsmittel eines Landes verfügt, hat im allgemeinen auch das Land selbst in seiner Gewalt.

Die wichtigste dieser vier Bahnlinien ist die Nord- und Mittelgriechenland verbindende Strecke von Saloniki nach Athen-Piräus, die nach Norden hin über die Grenzstation Ghevgheli die einzige Schnellzugsverbindung nach Südslawien und damit an das mitteleuropäische Bahnnetz herstellt. Die Bahn zweigt bei Plati nach Süden ab, verläuft längere Zeit unmittelbar am Meer, zieht sich an den Ausläufern des meistens in dichte Dunstwolken gehüllten Olymp weiter südwärts und erzwingt sich dann den Eintritt in das malerische, von 500 m hohen Felswänden eingefasste Tempetal. Von Larissa sendet die Hauptlinie einen Ableger nach Volo (60 km), von wo eine Zweiglinie nach Milai (28 km) und eine zweite, die Hauptlinie bei Ghefira Paleofarsalos schneidende Bahn, nach Kalabaka (161 km) führt und damit bis an den Fluß des Pindusgebirges herankommt, eine für die Verteidigung Griechenlands wichtige Bahnstrecke. Diese Nebenlinien sind stärker benützt als die Hauptstrecke, weshalb auf ihr täglich 4 und 5 Züge verkehren. In steilem und kurvenreichem Anstieg klettert die Hauptlinie dann über das öde und unbesiedelte Othrysgebirge und gelangt hinab in die Tiefebene von Lamia, wohin von Lianokladi aus eine 22 km lange Seitenbahn führt. Die Hauptstrecke windet sich das steile Kalkmassiv des aus der griechischen Geschichte so bekannten Oetagebirges in die Höhe, gelangt an Levadia und Theben vorbei nach Inoi, von wo eine letzte Abzweigung nach Chalkis (22 km) entsendet wird, und erreicht bald darauf Athen und 10 km später den Endpunkt Piräus. Diese Strecke ist 600 km lang, weist aber neben dem einen durchgehenden Schnellzug nur noch einen Personenzug auf. Das ist das Bindeglied zwischen Norden und Süden, die Hauptverkehrsachse von Griechenland.

Eine zweite wichtige Linie ist die Peloponnesbahn; sie hat ihren Ausgangspunkt im Piräus, führt nach Athen und über Megara nach Korinth, um dann der Küste



GEOPOLITIK/XVIII. JAHRGANG/HEFT 1/ENTWURF: CONSTANTINI/ZEICHN. STEINAU

entlang die Rundreise um die Halbinsel anzutreten. Eine zusammenhängende Zugverbindung besteht nicht, vielmehr setzt sich diese Linie aus drei Teilstrecken zusammen, und zwar aus dem Stück Piräus—Korinth—Patras (230 km und 3 Züge täglich), dem Teil Piräus—Korinth—Kalamata (336 km und 2 Züge) und dem Verbindungsstück Patras—Kalamata (216 km und 3 Züge). Nur die letzte dieser drei Teilstrecken hat einige Seitenlinien, so nach Messene, Katakalon und Olympia. Die Peloponnesbahn ermöglicht die einzige Landverbindung Südgriechenlands mit Athen sowie die Zusammenfassung der Kräfte aus dem Innern des Landes und erschwert zugleich die Landung fremder Truppen auf dem Peloponnes.

Der dritten Hauptverkehrslinie, der Bahn von Saloniki nach Florina und weiter zur südslawischen Stadt Bitolj (Monastir) kommt augenblicklich wohl die größte strategische Bedeutung zu. Die Bahn führt von Saloniki in zwei großen Schleifen geradeaus nach Westen am Verkehrsknotenpunkt Plati und an der Stadt Florina vorbei zur Grenzstation Kremenitsa, von wo einmal am Tag ein Anschlußzug nach Bitolj abgeht. Diese Strecke ist 204 km lang und wird in normalen Zeiten von 1—2 Zügen täglich befahren. Sie ist die einzige Bahnlinie Griechenlands, die zum engeren Kampfgebiet führt. Die Griechen werden trachten, diese Linie zu halten, ebenso wie es im Interesse ihrer Gegner ist, diese Strecke zu gewinnen oder zu zerstören.

Strategische Bedeutung, wenn auch nicht gerade im Augenblick, kommt auch der vierten und letzten Hauptstrecke zu, der Bahn, die von Saloniki entlang der ägäischen Küste nach Alexandropolis und von dort nordwärts am türkischen Adrianopel vorbei nach dem bulgarischen Svilengrad führt. Diese Strecke besitzt eine Länge von 626 km. Von Saloniki wendet sich die Bahn direkt nach Norden, ohne jedoch mit dem bulgarischen Bahnnetz in Fühlung zu gelangen, macht einen großen Bogen nach Osten und zieht sich nach diesem Umweg über Seres und Drama nach Alexandropolis. Von der beiläufig auf halbem Wege gelegenen Station Pithion an benützt die Bahn das internationale Stück der Linie Istanbul—Belgrad; sie endet in Svilengrad, wo die einzige Bahnverbindung zwischen Griechenland und Bulgarien besteht. Diese Bahnlinie stellt für Griechenland eine wichtige Unterstützung im Falle einer militärischen Verwicklung des Landes mit Bulgarien oder der Türkei dar.

Da die griechischen Eisenbahnlinien vielfach durch private oder staatliche Autobuslinien ergänzt werden, ist für die nächste Zeit mit einer Verdichtung des Bahnnetzes nicht zu rechnen. Die Bahnansätze an der Westseite von Mittelgriechenland (Missolongi) sind über einige Zehner von Kilometern nicht hinausgewachsen. Nordwestgriechenland ist ein verkehrsarmer Raum mit nur wenigen Straßen und keinen Eisenbahnen.

So wie der Kampf ums Dasein im Grunde immer um Raum geführt wird, sind auch die Kämpfe der Völker vielfach nur Kämpfe um Raum, deren Siegespreis daher in allen Kämpfen der neueren Geschichte ein Raumgewinn ist oder sein wollte. In jedem der geschichtlichen Zeitalter lassen sich die Völker nach der Auffassung des politischen Raumes abstufen. Jene „großartige Auffassung und Ordnung der Dinge“, in der Mommsen die Römer anfänglich gegen Pyrrhos und Mithridates unterlegen findet, ist derselbe politische Raumsinn, durch den die anglokeltischen Völker in der alten und neuen Welt die besten und größten Länder erworben haben.

In West- und Mitteleuropa konnte bei der Unmöglichkeit, weitere Räume zu gewinnen, dieser Sinn sich nie so entfalten. Das europäische System der kleinen, aber intensiv benutzten Räume steht hinter jenem schon darum zurück, weil es nicht das der Zukunft sein kann, die wie seit Jahrtausenden, auch heute auf immer größere Räume unablässig hinstrebt. (..)

Die größere Raumauffassung gerät notwendig in Streit mit der kleineren. Sie hat endgültig immer den Sieg errungen: auch wo sie unterlag, hat der kleine Raum, der siegte, sich vergrößert. In der Regel ist aber der kleine Raum im Kampf mit dem großen zu baldigem Erliegen verurteilt.

(Aus Fr. Ratzel, Politische Geographie, 3. Aufl., S. 270.
München 1923, R. Oldenbourg.)

LOTHAR BERGHÄNDLER — KURT VOWINCKEL

Autarkie und Monokultur

Ein Briefwechsel

Hamburgisches Welt-Wirtschafts-Institut E. V.
Hamburg 36, Poststr. 19 / Fernruf 34 63 36 / Telegr.-
Adr.: Weltarchiv / Bank: Hamburgische Landesbank.
Giro-Zentrale / Postscheck: Hamburg 297 52

FoA.

21. 12. 1940

Sehr geehrter Herr Vowinckel!

Heute komme ich endlich dazu, Ihnen in Form einer kleinen Plauderei meine Auffassung über die von Ihnen angeschnittene Frage der Monokulturen zu übermitteln. Der Angelpunkt unserer „Meinungsverschiedenheiten“ dürfte ein Unterschied in der Begriffsbildung sein. Wir werden also, wie Sie schon erwähnten, nicht so sehr eine verschiedenartige Anschauung über die tatsächlichen Gegebenheiten haben, sondern uns vielmehr nur einer verschiedenen Ausdrucksweise bedienen. Es ist natürlich nicht möglich, einem so kurzen Aufsatz, wie ich ihn für die „Geopolitik“ schrieb, eine Begriffsdefinition mitzugeben, und insofern besteht natürlich eine gewisse Gefahr, daß mein Aufsatz von den Lesern der „Geopolitik“, die ja im Gegensatz zu anderen Zeitschriftenlesern eine ganz betonte Begriffsschulung erhalten haben, in manchen Teilen mißverstanden wird. Sie werden es mir aber wohl nicht übelnehmen, wenn ich, der eine recht enge Verbindung mit den geopolitischen Gedankengängen hat, mir nicht auch die Begriffsbildung in allen Fällen zu eigen gemacht habe.

Um auf die uns hier berührende Frage zurückzukommen, so ist mir gerade die enge Verkoppelung der beiden Begriffe Monokultur und Autarkie, wie Sie sie konsequenz durchführen, nicht schlüssig genug. Meines Erachtens sollte man Begriffe nur dann zu Begriffspaaren (oder gar Gegensatzpaaren) vereinen, wenn sie auf dem gleichen Niveau liegen, d. h. wenn sie der gleichen Fragestellung erwachsen sind. Bei Monokultur und Autarkie scheint mir diese Forderung nicht so ohne weiteres gegeben. Der Begriff Monokultur ist die einfache Feststellung eines Zustandes, dagegen scheint mir der Begriff Autarkie eher der Kategorie menschlichen Wirtschaftsstrebens entnommen zu sein. Im Endeffekt würde das dahin kommen, daß mir der Begriff Monokultur ein mehr statisches Moment zu enthalten scheint, der Begriff Autarkie dagegen ein mehr dynamisches. Dazu kommt, daß, rein inhaltlich gesehen, der Begriff Autarkie aus der Frage nach den Versorgungsmöglichkeiten eines Volkes entstanden ist, während der Begriff Monokultur aus der Frage nach der Wirtschaftsweise sich entwickelt hat und rein begrifflich das Problem der Versorgung nicht beinhaltet. Den Begriff Monokultur pflege ich viel enger zu fassen, als die „Geopolitik“ das tut.

Wollen wir uns doch einmal über die Frage der Versorgungsmöglichkeiten unterhalten. Es gibt da meines Erachtens drei Möglichkeiten:

1. Die erste ist die, daß die Gesamtversorgung eines Wirtschaftsvolkes aus eigener Leistung und eigenen Rohstoffen bestritten wird. Das autarke Streben erfordert die absolute Durchführung dieses Prinzips. Das Ziel dieser Wirtschaftsauffassung liegt also ganz bewußt in einer Verengung des Außenhandels, der im Idealfall sich nur auf den Austausch von Seltenheitsgütern beschränkt. Selbst wenn dieser Zustand noch nicht erreicht ist, wird die autarke Wirtschaftsauffassung immer danach streben, noch dieses oder jenes Einfuhrgut durch Eigenproduktion zu ersetzen. Wir ersehen schon daraus, daß es sich um zwei Spielarten der Autarkie handelt: einmal um die natürliche, d. h. um eine Wirtschaftsführung, die einfach infolge ihrer vielfältigen Reichtümer oder infolge der Anspruchslosigkeit der Bewohner auf jeden irgendwie nennenswerten Außenhandel verzichtet; zum anderen um die erstrebte Autarkie, die ihren Anlaß entweder in dem Willen nach Wiedergewinnung der absoluten Souveränität oder in der Erkenntnis einer durch Außenhandel fortschreitenden Verarmung der inneren Wirtschaft des betreffenden Gebietes findet.

2. Es besteht die Möglichkeit, daß man die Versorgung des Volkes auf dem Prinzip aufbaut, alles dort zu kaufen, wo es am billigsten ist, um die eigenen Kräfte und Rohstoffe in möglichst hochwertige Ausfuhr Güter umzuwandeln. Diese merkantile Wirtschaftsauffassung gipfelt in dem Streben nach einer dauernden Erweiterung des Außenhandelsvolumens.

3. Es gibt aber außer diesen beiden Gegensätzen noch eine andere Möglichkeit, die in erster Linie aus einer politischen Wirtschaftsauffassung heraus entsteht. Diese Möglichkeit deckt sich mit dem Begriff Lebensraumwirtschaft, wie ich ihn in dem betreffenden Aufsatz definierte. Diese Form der Versorgung eines Volkes liegt nicht etwa auf der Mittellinie des oben erwähnten Gegensatzpaares, sondern hat eine Zielsetzung eigener Art. Diese drei Begriffe stehen eher wie in einem Dreiecksverhältnis zueinander. Der Schwerpunkt des Dreiecks ist die Volksversorgung. Natürlich ist dieser dritte Begriff gewissermaßen eine Synthese aus den beiden oben genannten. Die Zielsetzung ist aber neuartig, weil hier zum erstenmal nicht vom gegebenen Raum ausgegangen wird, sondern von der Raumgestaltung. Es sind also nicht Wirtschaftsräume mit sakrosankten Grenzen gegeben, sondern die Frage ist die, wie muß die Begrenzung des Wirtschaftsraumes verlaufen, wenn die Deckung des lebensnotwendigen Bedarfs in diesem Raum erfolgen soll. Man könnte natürlich sagen, daß die Deckung des lebensnotwendigen Bedarfs innerhalb des zu schaffenden Wirtschaftsraumes autark geschehen müsse. Es ist aber besser, diesen Begriff ganz außer Spiel zu lassen. Die Deckung des Bedarfs muß politisch unantastbar sein, sie muß aber auf der anderen Seite die bestmögliche sein. Es besteht in dieser Wirtschaftsauffassung weder das Streben nach größtmöglicher Einschränkung noch das Streben nach größtmöglicher Ausweitung des Außenhandelsvolumens. Die Frage nach der Größe des Außenhandels ist dann nicht mehr eine Versorgungsfrage, sondern eine Wohlstandsfrage. Eine bestimmte Gütergruppe wird hierbei bewußt vom Außenhandel ausgeschlossen.

In diesem Begriffsdreieck hat der Begriff Monokultur keinen Platz. Er gehört auf ein ganz anderes gedankliches Niveau. Wie ich schon erwähnte, fasse ich den Begriff Monokultur nur als Bezeichnung einer in einem bestimmten Wirtschaftsgebiet herrschenden Wirtschaftsweise auf. Dabei ist noch kein Urteil darüber gefällt, ob die Versorgung autark, merkantil oder in Form der Lebensraumwirtschaft geschieht.

Natürlich zwingt die ökonomische Logik zu der Feststellung, daß eine autarke Versorgung in einem monokulturellen Wirtschaftsgebiet fast ausgeschlossen ist. Es könnte sich in diesem Falle nur darum handeln, daß die natürlichen Gegebenheiten des Raumes zu einer Monokultur zwingen und daß die Bewohner dieses Raumes sich damit abgefunden haben, ihren lebensnotwendigen Bedarf ganz und gar auf die Ausbeute dieses einen Produkts abzustellen. Faßt man diesen Begriff in dieser Weise auf, so ist es allerdings auch nicht möglich, den Grad der monokulturellen Wirtschaft aus dem Außenhandel abzulesen. Die Erkenntnis, ob es sich in diesem oder jenem Falle um eine Monokultur handelt, dürfte dann nur aus der Beobachtung heraus erwachsen, daß das gesamte Leben und die gesamte Tätigkeit der Bewohner in einem Wirtschaftsraum um ein einziges (oder vorwiegendes) Wirtschaftsprодукt herumpendelt. Im Verfolg dieser Gedankengänge würde ich es von mir aus vermeiden, jede Einseitigkeit, zu der die wirtschaftliche Entwicklung eines Teilraumes geführt haben mag, als Monokultur zu bezeichnen. Der Begriff Monokultur ist in meiner Vorstellungswelt stärker als im Begriffsschema der „Geopolitik“ auf Ausschließlichkeit gegründet. Solange ein hoher Prozentsatz dieser Bevölkerung weder direkt noch indirekt an der Herstellung des in der Außenhandelsstatistik als Hauptwirtschaftsgut auftretenden Produkts beteiligt ist, lehne ich es ab, von Monokultur zu sprechen. Es scheint mir auch nicht glücklich, den Außenhandel für die Feststellung, ob es sich um eine Monokultur handelt, in so weitem Maße heranzuziehen. Dazu kommt, daß es sich bei den heute als Wirtschaftsraum betrachteten Gebieten meistens nur um Teilräume handelt, die aus einer organischen Einheit herausgeschnitten worden sind. Insofern erhält die Feststellung, daß einer dieser „Wirtschaftsräume“ sich zu einer wirtschaftlichen Einseitigkeit entwickelt habe, einen stark relativen Charakter. Ich bin fest davon überzeugt, daß zur Erreichung einer möglichst rationellen Ausnutzung aller Kräfte und Güter die einzelnen Teilräume eines Lebensraumes sich einer sehr starken Spezialisierung unterziehen müssen, daß es also im Verfolg der Lebensraumidee zu einer (im Sinne der „Geopolitik“) weit stärkeren Monokultur der Einzelräume kommen muß. Dieser Vorgang liegt auch durchaus im Sinne einer biologischen Höherentwicklung: er entspricht der Funktionsverteilung auf Spezialorgane innerhalb eines Gesamtorganismus.

Das sind nur einige Gedanken, die mir bei der Begriffserklärung aufgetaucht sind. Sie können natürlich keinen Anspruch auf logische Unantastbarkeit machen. Um diese in mir lebendige Vorstellungswelt in eine hieb- und stichfeste Begriffswelt einzubauen, bedürfte es eines umfassenden Werkes. Ich würde aber gern bereit sein, falls Sie daran Interesse haben, eine ausführlichere Teiluntersuchung über eine der hier angeschnittenen Fragen vorzunehmen. In der Hetze der Tagesgeschäfte ist es aber leider eben nur ganz selten möglich, sich einmal mit solchen theoretischen Grundfragen zu befassen, obwohl es meines Erachtens doch recht wichtig wäre, da nämlich sonst die Gefahr besteht, daß wichtige praktische Entscheidungen aus einem Mißverstehen richtunggebender Leitsätze falsch oder unklar getroffen werden.

Heil Hitler!

Lothar Berghändler

KURT VOWINCKEL
Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36

3. 1. 1941
V / ik

Sehr geehrter Herr Berghändler,

zwei Sätze in Ihrem Schreiben vom 21. Dezember, für das ich Ihnen besonders dankbar bin, weil ich Ihre Überbeanspruchung anhe, unterschreibe ich aus vollem Herzen: einmal, daß Sie als Angelpunkt unserer „Meinungsverschiedenheit“ einen Unterschied in der Begriffsbildung sehen; und zum anderen Ihre Betonung der Klarheit in den theoretischen Grundlagen, „weil sonst die Gefahr besteht, daß wichtige praktische Entscheidungen aus einem Mißverstehen richtunggebender Leitsätze heraus falsch oder unklar getroffen werden“. Damit haben Sie den Grund aufgezeigt, aus dem heraus wir das Dezemberheft gestaltet haben. Und aus dem gleichen Grund heraus liegt mir daran, unsere Erörterung weiter zu führen, auch wenn sie zunächst nicht zu einer Einigung führen wird. Die Geopolitik kann nur gewinnen, wenn sie solche grundsätzlichen Überlegungen nach all den Wissenschaftsgebieten hin führt, mit denen sie Berührungspunkte hat, auch wenn sie — wie ich in unserem Fall glaube — über die ausgereifere und tiefer pflügende Anschauung verfügt.

Tiefer deshalb, weil wir biologisch denken¹⁾. Für uns ist Wirtschaft nicht eine Tatsache sui generis, die als eigenständige Erscheinung oder nur in Rücksicht auf den Staat betrachtet werden kann; sondern sie ist eine Teilerscheinung des menschlichen Lebens, und zwar die eine Hauptkraft: in den beiden Bereichen von Fortpflanzung und Ernährung erschöpft sich, biologisch gesehen, der Kreis des menschlichen Lebens. Wirtschaft ist nichts anderes als die nach Ort, Zeit und Rasse jeweils veränderliche Form der Ernährung menschlicher Gruppen. Und ihr Zweck ist, deren Fortpflanzung, also Erhaltung und Wachstumsmöglichkeit, zu sichern. Spreche ich demnach von Wirtschaft, muß ich stets auch danach fragen, ob die jeweilige Form der Wirtschaft und die Art, wie sie den einzelnen Menschen einspannt, ihrem letzten Zweck dient: die Fortpflanzung zu sichern.

Hinter dieser Fragestellung steht, wie Sie sehen, zum mindesten in ihren sich eben erst abzeichnenden Umrissen die Philosophie des mit unserer Generation heraufziehenden Zeitalters. Diese Tatsache gibt unserer geopolitischen Art des Denkens einen weltanschaulichen Einschlag. Welche Fragenkreise mit einer solchen Betrachtung von Wirtschaftsfragen berührt werden, sehen Sie allein in der Tatsache, daß die meisten großen Kulturvölker an der Höhe ihrer Lebenshaltung zugrunde gegangen sind, an der Abhängigkeit, in die sie sich den Möglichkeiten der Wirtschaft gegenüber begeben haben. Daß diese große Gefahr über uns geschwebt hat und nach dem siegreichen Ausgang des Krieges erst recht über uns schweben wird, be-

1) Als logische Betrachtungsweise bezeichnen wir eine Denkfolge, die auf dem Kausalitätsgesetz aufbaut, d. h. Ursache und Folge in zwangsweise und vorberechenbare Beziehung setzt. Kant sagt: „Alles was anhebt zu sein, setzt etwas voraus, worauf es nach einer Regel folgt.“

Biologisches Denken kennt neben dieser primitiven Kausalität der Physik und der meisten Wissenschaftsdisziplinen das, was Bier die psychische Kausalität nennt (August Bier: Die Seele, München 1939, S. 52 ff.). Eine Folge kann aus einer bestimmten Ursache erwachsen, aber sie muß es nicht. Eine biologische Tatsache kann die Folge einer bestimmaren Ursache sein, meist aber ist sie das Ergebnis einer Fülle meist schwer gegeneinander abzuwägender Ursachen und wird in ihrem Ablauf bestimmt durch die Psyche, den Lebenswillen des Organismus.

Die Schriftleitung.

darf in einem Augenblick keiner Begründung, wo von wirtschaftspolitischer Seite die möglichste Erhöhung unseres Lebensstandards als Ziel der kommenden Maßnahmen gefordert wird. Zweifellos verträgt die Lebenshaltung unserer breiten Massen durchaus noch eine Erhöhung. Aber es liegt in der Haltung der Geopolitik und meines Erachtens auch in der einer richtig durchdachten Wirtschaftswissenschaft, zu fragen: wo ist die Grenze, jenseits derer die Lebenshaltung in die Lebenserschlafung übergeht? Und eine Wirtschaftswissenschaft, die zusammen mit der Geopolitik, mit der Gesellschaftswissenschaft, der Medizin, der Psychologie und Psychotherapie ihrem Volk den Verzicht auf eine mögliche Form der Erhöhung der Lebenshaltung nahelegt, ist mir durchaus keine absurde Erscheinung.

Das ist die Grundhaltung, aus der unsere Begriffe von Monokultur und Autarkie erwachsen. Bevor ich aber auf diese eingehe, muß ich erst noch einen ketzerischen Ausflug in das Gebiet wirtschaftswissenschaftlicher Begriffsbildung machen. Darf ich das in Form eines Beispiels tun?

Wenn Hans beschließt, mit seiner Liese über das nächste Wochenende den mit einem zärtlichen Eigennamen benannten „fauchenden Drachen“, sprich: seinen kleinen Opel oder DKW. aus dem Stall zu holen, um einen Zauberflug in den nächsten großen Wald zu machen, dort zu übernachten und am Sonntagabend zurückzukehren, so übt er damit, wissenschaftlich gesprochen, Volkswirtschaft aus. Sein Handeln, verstärkt durch das, was Tausende von Hänsen und Liesen tun, erscheint als gewichtige Ziffer in den Statistiken, mit denen sich der Syndikus des Benzinverbandes, die Streckenleitung der Reichsautobahn, der Vorsitzende des Auto-Reparaturgewerbes, die deutschen Gastwirte, der Landrat des Kreises, den Hans und Liese mit ihrem Besuch beglückt haben, der nächsthöheren Stelle nähern, um die eigene Bedeutung und die Wichtigkeit ihres gerade fälligen Anliegens darzutun. Und jeder steht ehrfürchtig vor diesen Zahlen, nimmt sie als Wirtschaftserscheinung hin, ohne zu bedenken, daß sie eine Seifenblase sind. Wenn nämlich der Staat sagt: „Ich führe jetzt Krieg, darum bekommt ihr kein Benzin und keine Zulassungskarte zum nächsten D-Zug!“, dann nimmt Hans seine Liese unter den Arm, sie gehen zu Fuß über die Felder und sind, sofern die übrigen Voraussetzungen gegeben sind, genau so glücklich. Volkswirtschaftlich gesprochen, wird aber dabei höchstens die Leistung des Schuhmachergewerbes in Anspruch genommen.

So simpel diese Überlegung scheint — sind ihr nicht mindestens die so klugen Volkswirtschaftler unserer Gegner erlegen? Hieß es nicht in ihren Denkschriften, heißt es nicht noch heute in ihren Zeitungen: Deutschland braucht monatlich soundsoviel Benzin, Gummi, Öl, Eisen usw. — die hat es nicht, also muß es unserer Blockade erliegen? Und müssen wir nicht hinter alles, was volkswirtschaftlich-statistisch als „Bedarf“ bezeichnet wird, ein großes Fragezeichen machen?

Ich glaube, daß sich der Bedarf eines Volkes nie statistisch errechnen, sondern nur aus der steten Beziehungnahme auf den einzelnen Volksgenossen ermitteln läßt. Die Erfahrungen, die wir mit der im ganzen unerhört geglückten Steuerung des Bedarfs vor und in diesem Krieg gemacht haben, liefern die allein entscheidenden Unterlagen für die Wirtschaftsführung der Nachkriegszeit. Und sie liefern sie deshalb, weil sie vom Soll des einzelnen Menschen ausgehen.

Aber nun zurück zu Autarkie und Monokultur!

Ich kann deshalb Ihrer Sinngebung dieser beiden Begriffe nicht zustimmen,

weil Ihre gedankliche Ausgangsstellung zu eng ist. Es muß zu gewichtigen Unklarheiten führen, wenn Begriffe, die aus einem anderen Wissensgebiet stammen und des leichteren Sprachgebrauchs wegen übernommen sind, ohne Berücksichtigung ihrer eigentlichen Bedeutung angewandt werden. Es ergibt sich dann die eigentümliche Lage, daß Sie den Begriff Monokultur, der in seiner Auswirkung wohl der Begriff ist, der die stärkste dynamische Gewalt unseres Jahrhunderts in sich trägt, als Bezeichnung eines Zustandes verwenden, dagegen den Begriff der Autarkie, die eine in sich ausgewogene, spannungsfreie Endlage bezeichnet, im Sinne eines Strebens verwenden.

Beide Begriffe entstammen der Biologie — der der Autarkie mittelbar, der der Monokultur unmittelbar. Ihre Zusammenkopplung ist zuerst von uns erfolgt und entsprang dem Bedürfnis, brauchbare Arbeitsbegriffe zu haben. Man muß beide Begriffe auf den einzelnen Menschen anwenden und dort in ihrem Sinngehalt erfassen, bevor man sie in die Wirtschaftslehre einführt und damit ihre volksbiologische Seite berührt.

Autarkie in diesem Sinn ist ein Zustand des Ausgewogenseins zwischen den Lebensinteressen der menschlichen Familie und den Lebensansprüchen des sie umgebenden außermenschlichen Lebens, des organischen wie des überorganischen. Der Lebensraum der Familie reicht soweit, wie ihr Eingriff sich mittelbar oder unmittelbar im umgebenden Leben auswirkt. Diese einfachste Erscheinungsform der Autarkie ist in ihrem entscheidenden Tatbestand rein biologisch: ihre Erhaltung ist daran gebunden, daß sich das Kräfteverhältnis zwischen menschlichem und dem wesentlich größeren außermenschlichen Lebensraum nicht ändert. Für den Menschen bedeutet das, daß er entweder nicht in der Lage ist oder darauf verzichtet, von seiner stärkeren Eingriffsmöglichkeit in den außermenschlichen Lebensraum Gebrauch zu machen. Er verharrt und wendet seine geistige Kraft seelischen oder künstlerischen Bereichen zu. Die Beziehung zwischen Autarkie und Kultur ist augenfällig.

Dies ganze Bild ändert sich unter der Wirkung des Monokulturstrebens. Ich gebe Ihnen darin recht, daß das Wort an sich zunächst nur einen Tatbestand bezeichnet. Aber „Zustand“, wie Sie meinen, könnte man ihn doch höchstens in dem Sinn nennen, wie die Lage jenes Steines hoch am Berg, den Sisyphos in der Unterwelt immer wieder bergan wälzt. Einseitiges Kraftstreben des Menschen unter Zurückdrängung des außermenschlichen Lebensbereiches ist die Voraussetzung für eine Monokulturercheinung. Der natürliche Lebenszusammenhang wird gesprengt, ein künstlicher, wesentlich artenärmerer Lebensverband geschaffen.

Dem widersetzt sich die Natur als Ganzes, die keine Vergewaltigung durch eine einzige Lebensart duldet. Jede Monokultur, die nicht mehr mit voller Kraft des Menschen erhalten wird, zeigt ihre Anfälligkeit. Hunderte von Arbeitsstunden im Jahr sind notwendig, um das Vordringen des Unkrauts im Tulpenfeld, das zerstörende Auftreten tierischer Schädlinge im Weinberg zu verhindern. Ein gleiches Maß von durchdachter, listiger Arbeit ist notwendig, um die tragende Grundfläche zu erhalten, auf der sich der hohe Monokulturbau erhebt. Ein genau durchdachter Rhythmus von Durchlüftung, Festigung, Durchsetzung mit Bakterien, Beigabe von Nährstoffen ist einzusetzen, um nur ein so einfaches Gebilde wie ein Getreidefeld zu erhalten, das noch dazu in jedem Jahr neu angelegt werden muß.

Die Natur ist reich. Sie läßt sich auf dem nur dem Menschen eigentümlichen Weg der vorübergehenden Schaffung von Monokulturen willig die Kräfte abschöpfen, welche die Spezies Mensch nun einmal zur Erhaltung benötigt. Aber sie hat Grenzen gesetzt, die nirgend vermarktet oder bisher in Lehrbüchern festgelegt sind. Die Menschen lernen sie in einer Zeit hemmungslosen Monokulturstrebens aus der Erfahrung kennen. Wenn wir heute durch die Karstgebirge der Mittelmeerländer fahren oder von den im Sandsturm dahinbrausenden Weizensteppen Nordamerikas hören, haben wir sinnfällige Beweise des letzten Monokulturstrebens, das wir Raubbau nennen.

Sie werden vielleicht aus Ihrer Einstellung auf Großwirtschaft und Außenhandel heraus etwas ungeduldig sagen: „Schön — das mag für den Bereich der Landwirtschaft vielleicht stimmen. Aber wir unterhalten uns ja über viel weitergehende Fragen!“

Damit kommen wir zu einem sehr entscheidenden Punkt unserer Unterhaltung. Ich vermute nämlich, daß Sie, wie wohl die meisten Menschen der Wirtschaft, bewußt oder unbewußt neben dem ganzen Lebensbereich der außermenschlichen Natur (von der man annimmt, sie sei für den Menschen da und ihm im großen und ganzen hörig) einen eigenen und eigenständigen Lebensbereich des Menschen sehen, der seine eigenen Gesetze, und zwar bestimmt durch die menschliche Verstandesleistung, hat.

Ich brauche wohl kaum zu betonen, wie wesentlich diese Frage ist und wie entscheidend wichtig für unsere ganze Haltung völlige Klarheit über die Tatbestände sein muß. Können wir die Welt oder wenigstens größere Teile von ihr so umgestalten, daß sie in allen für uns entscheidenden Fragen nur unserem durch den Willen zu möglichstem Wohlleben geleiteten Verstand gehorcht, dann verliert die Monokultur den in ihrer Anfälligkeit begründeten Nachteil. Gelten aber die im Leben aller Organismen und Überorganismen sichtbaren Tatbestände auch für die Menschen und Völker, dann sind aus der Gefahr der Monokultur heraus uns Grenzen gesetzt, die zu erkennen gerade ein Staat bemüht sein muß, der sich zu weitgehender planmäßiger Lenkung seiner Rasse, seiner Wirtschaft, seiner geistigen Welt bekennt.

Nun stoßen wir wieder auf einen Unterschied in unserer Begriffsbildung: für Sie scheinen Monokulturtatbestände nur gegeben zu sein, solange es sich um eine Wirtschaftsweise handelt. Unserer biologischen Auffassung ist dieser Tatbestand aber überall dort sichtbar, wo Menschen in einer Einseitigkeit leben, die zu rassenmäßiger und geistiger Schädigung, letzten Endes damit also zur Gefährdung der Fortpflanzung führt.

Sie werden zugeben, daß diese Fassung des Monokulturbegriffs folgerichtig ist — sie deckt sich ja auch mit der deutschen Bedeutung des Wortes Monokultur. Übernimmt man aber diese Auffassung, sind die rein wirtschaftlichen Vorgänge in dem Begriff eingeschlossen und zugleich in einen größeren Zusammenhang eingebettet, aus dem heraus sie einen neuen und fruchtbaren Sinn erhalten. Es tritt dann der Arbeiter, der 10 Stunden am Webstuhl arbeitet, in dieselbe Kategorie wie jener, der 10 Stunden am laufenden Band steht, wie die Sekretärin, die 10 Stunden an der Schreibmaschine sitzt, oder der Straßenbahnschaffner, der 10 Stunden eine Folge von Straßen auf und ab fährt. Bei Ihrer Auffassung würden aber alle diese Kate-

gorien auseinanderfallen, nur weil das Produkt, an dem sie arbeiten, nicht dasselbe ist.

Tatsächlich hat die Monokulturerrscheinung, die Sie überhaupt noch nicht für gegeben halten, unsere heutige Welt in einem erschreckenden Ausmaß überfallen. Und sie wird in dem Maß vordringen, wie wir unser Arbeitsfeld unter Beibehaltung des Raumes intensivieren, statt es in der Harmonisierung eines größeren Raumes zu suchen. Wenn die Schädigungen aus der einseitigen Überspannung des Lebensrhythmus weiter Menschenmassen nicht wären — wofür brauchten wir dann Gesetze zur Erbgesundheitspflege, Wohnungsbauprogramme, Kraft durch Freude, Schönheit der Arbeit und den immer wieder ertönenden Appell zur Geburtenfreudigkeit? Es ist doch gerade das letztlich entscheidende Verdienst des Nationalsozialismus, den Kampf gegen diese schädlichen Wirkungen einer monokulturell bedingten Lebensweise mit aller Macht aufgenommen zu haben.

Aber dieser Kampf, in dessen Anfängen wir heute stehen, wird einen vollen Erfolg erst dann erzielen, wenn wir den Weg, zunächst Schäden zu verursachen, um dann zu versuchen sie zu heilen, entschlossen verlassen, soweit uns hierzu eine Möglichkeit überhaupt gegeben ist. Und das kann nur geschehen, wenn wir die Möglichkeiten des uns zugefallenen neuen Raumes und der Gestaltung eines eurafrikanischen Lebensraumes — eine einmalige, nie wiederkehrende Möglichkeit! — nicht dazu nutzen, um der vorübergehenden Erhöhung der Lebenshaltung willen neue Monokulturgebiete zu schaffen. Wir könnten leicht an dem Versuch, die daraus notwendig erwachsenden Schäden der Rasse zu heilen, uns selbst verbluten.

Meiner Überzeugung nach — und sie ist so ehrlich wie die Ihre — liegt der Weg für uns nur in einem entschlossenen landschaftlichen Autarkiestreben. Nehmen Sie das Wort in dem Sinn, den es biologisch annimmt: wir müssen so vielseitig wie möglich sein. Das betrifft das Leben des einzelnen Menschen — Arbeitsdienst, Sport und Gartenarbeit, sind einige der Mittel, die uns zur Verfügung stehen, geistige und künstlerische Interessen sollten hinzutreten. Es betrifft in gleicher Weise den Aufbau einer Ortschaft, die in ihrer Vielseitigkeit alle Möglichkeiten des Raumes und des Klimas ausnützen müßte, es betrifft aber vor allem die Gestaltung einer Landschaft, etwa eines Gaues, dessen Maß von Autarkie durch Auflockerung rein industrieller oder rein landwirtschaftlicher Monokulturen im Zuge folgerichtiger Durchführung des Autarkiestrebens sehr weit getrieben werden kann. Und es betrifft im höchsten Ausmaß natürlich die einzelnen Lebensräume des werdenden Großlebensraumes Eurafrika. Von ihnen müßte als Sicherung dauernden Zusammenlebens ein jeder mit einem Hundertsatz autark werden, der zwischen 80 und 90 liegt und keinen Spielraum zur Gefährdung von außen läßt.

Sie sehen, sehr geehrter Herr Berghändler, wir kommen bei unserer Unterhaltung wohl kaum näher zueinander. Es steht Ihre logische Beweisführung gegen die biologische der Geopolitik — zwei Pole unserer Möglichkeit, die Welt anzuschauen. Welche von beiden die „richtige“ ist, das zu entscheiden steht nicht bei uns. Aber wir können, glaube ich, der gemeinsamen Sache keinen größeren Dienst erweisen, als sie so klar herauszuarbeiten, wie es uns möglich ist.

Heil Hitler!

Kurt Vowinkel

WERNER SCHOPPEN

Zur Frage der Grenzen historischer und geopolitischer Untersuchungen

Die nachfolgenden Ausführungen reißen das in seiner Gänze noch unberührte Problem der Beziehungen zwischen Geopolitik und Geschichte nur an. Vor allem gehen sie von der falschen Vorstellung einer geklärten Problemlage von Methode, Systematik und Zielsetzung in der Geschichtswissenschaft aus. Auch in ihr hat das Werden eben erst begonnen. Trotzdem erscheint uns der Beitrag von Schoppen wertvoll seiner Anregungen wegen.

Jede Wissenschaft erhält ihre besten Werte aus der Zeit heraus. Das gilt insbesondere für die Geschichte als wissenschaftliche Forschung und die Geopolitik als selbständige wissenschaftliche Disziplin. Daß heute gerade Geschichte und Geopolitik an den Hochschulen der autoritären Staaten von den volkspolitischen Anschauungen beeinflußt werden und infolgedessen gleich der aktuellen Politik eine Umformung der Begriffe und Werte auszukämpfen haben, sei an den Anfang dieser kurzen, nur auf einige Probleme hinweisenden Betrachtung gesetzt. Es soll hier vom Standpunkt wehrwissenschaftlicher Forschung auf einige Grenzfragen der historischen und geopolitischen Betrachtung hingewiesen werden, da gerade heute in allen Untersuchungen historischen und geopolitischen Charakters die militärwissenschaftliche, damit die wehrwissenschaftliche Fragestellung aus der Problematik der Zeit heraus bestimmend zum Ausdruck kommt.

Wo liegt die Grenze der historischen und geopolitischen Betrachtung, welche Aufgabe stellt sich der Historiker bei seinen Untersuchungen, welche Aufgaben der Geopolitiker? Gibt es gemeinsame Grundnormen für beide Wissenschaften, um aus dem Geschehen eine objektive Erkenntnis, einen wissenschaftlichen Nutzwert ziehen zu können?

Der einfachste Unterschied, wenn auch nicht der grundlegende, sei vorweggenommen: Die Geschichte kann ohne weiteres chronologisch erzählend sein, während der Geopolitiker bereits vor dem Zwang steht, an jede Untersuchung mit der Frage heranzugehen, ob ein Kausalzusammenhang und in welcher Form er zwischen dem historisch-politischen Vorgang, der politisch-völkischen Entwicklung und den naturgebundenen geographischen Tatsachen besteht. Die Geschichte kennt zwei Arten wissenschaftlicher Betrachtung. Die Ableitung der historischen Vorgänge in ihrem politischen Kausalzusammenhang: — die deduktive Methode und die Gesamterfassung historischer Entwicklungsperioden als Epoche — die induktive Methode. Die erstere Methode ist entwicklungsmäßig gedacht. Die zweite Methode setzt ein vorhandenes Weltbild aus einer Grundanschauung heraus in den Hergang einer Mehrzahl historischer Vorgänge hinein. Die deduktive Methode zieht aus dem angenommenen Kausalzusammenhang der Ereignisse die historische Lehre. Die induktive Methode sucht die Gleichheit der kausalen Zusammenhänge in den Ereignissen bis zur Vollendung nachzuweisen.

Herodot (erzählend), Thukydides (pragmatische Geschichtsforschung, Entwicklung der Ereignisse aus ihrem ursächlichen Zusammenhang), Machiavelli (politische Geschichtsforschung). Einfluß der Philosophie auf die Geschichtsforschung: Herder („Jede Kultur

ist ein Vollendetes und ein Vollkommenes, das seinen Selbstwert und Selbstzweck besitzt“). Kant („Der Sinn der Geschichte liegt im sittlichen Fortschritt der Menschheit und in der Entwicklung zur Freiheit“). Hegel („Der Staat ist der objektive Geist in seiner höchsten Erscheinung auf Erden“). Marx („Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind die treibenden Kräfte der Entwicklung“). An die Stelle des ursächlichen Herganges der Ereignisse tritt die Frage nach den treibenden Kräften der Geschichte. Politik, Staatslehre, Naturwissenschaften (Geographie) üben als Form und Systematik ihren Einfluß auf die Geschichte als Erkenntnis der menschlichen Entwicklung aus. Treitschke sieht im Staat die fast transzendente Persönlichkeit des Volkes. Er ist damit der klassische Vertreter historisch ideeller Geschichtsauffassung des 19. Jahrhunderts. Ranke gilt als Bahnbrecher methodischer Kritik, Ratzel, Kjellén betonen zum erstenmal den naturgebundenen Entwicklungsvorgang in der Geschichte der Menschheit: Geopolitik, angewandte Geographie. Letztere verlassen damit die klassische Geschichtsforschung und erheben Anspruch auf die eigene Gesetzmäßigkeit ihrer Erkenntnisse.

Haben bereits im 19. Jahrhundert Politik, Weltanschauung, Philosophie auf die Methodik und Systematik einen immer stärkeren Einfluß ausgeübt, so daß jeder Geschichtsschreiber sein eigenes Weltbild in seine Forschungen hineinlegte, so hat die heutige Wissenschaft dieser Forschungsgebiete in den autoritären Staaten durch ihre politisch-weltanschauliche Problematik sich völlig neue Aufgaben gestellt. Sie steht daher mitten im Kampf um die Objektivität geschichtlicher Werte. Somit ist eine systematische Grenzziehung zwischen kritisch-pragmatischer Geschichtsschreibung, Staatslehre, Geopolitik, Politik als Fach und als Forschung heute noch stärker an die Zeitauffassung gebunden wie je in den vergangenen Zeiten.

Verfügt die Geopolitik über eine oder mehrere Methoden ihrer wissenschaftlichen Forschung? Geopolitik ist die Nutzenanwendung der Erkenntnis von der Abhängigkeit politischer Vorgänge von ihrer Umwelt¹⁾. Sie denkt in Räumen und dementsprechend erst im politischen Geschehen. Sie leitet ihre Erkenntnisse daher stets von dieser Wechselwirkung politischer Handlungen und vorhandener geographischer Zustände ab. Sie ist stets deduktiv nach dieser Richtung, induktiv vom geographischen Blickfeld aus mehr als vom historischen Blickfeld aus. Sie forscht nach geographischen Grenzen mehr als in Zeitperioden oder Epochen. Die Dynamik der Räume eines bestimmten geographischen Zusammenhanges entspricht deren rassenmäßiger Grundlage. Dynamik dieser Art des Raumes geht ihr vor der Logik des Geschehens.

Wie steht es nun demgegenüber mit der Wehrwissenschaft bzw. Militärwissenschaft? Die Wehrwissenschaft beansprucht aus unserem Zeitdenken heraus Geschichte wie Geopolitik im gleichen Maße für sich. Das heißt, daß in den historischen Vorgängen die Wehrtaten als das Bestimmende für die Entwicklung nachgewiesen werden bzw. erscheinen, der Krieg also das Agens im Geschehen der Zeiten ist. So hat auch die Geopolitik aus der politischen Zeitanschauung heraus eine ihr Gesicht bestimmende Richtung erhalten. Die Wehrwissenschaft beherrscht die geopolitische Forschung sehr stark, ohne daß man behaupten könnte, daß die Geopolitik sich mit der Wehrwissenschaft ihrem Ursprung und ihrer Problematik nach erschöpft. Die Zusammenhänge, Erkenntnisse und Nutzenanwendungen wirtschaftspolitischer, bevölkerungspolitischer und geopolitischer Betrachtungen sind sicherlich wissenschaftlich vom gleichen Nutzwert wie die Nutzenanwendung der Geopolitik für die Wehrwissenschaft allein.

Die Geschichte deduziert in Handlungen und Ereignissen, in Personen und deren Ent-

¹⁾ Unsere Leser wissen, daß diese Fassung des Begriffs Geopolitik uns um ein wesentliches zu eng ist. Es handelt sich bei der Geopolitik eben nicht um die Einführung einer neuen Kausalität statt der bisher üblichen.

scheidungen, deren Entschlüssen — sie induziert das Sein und Werden in den geschichtlichen Epochen der Beziehungen der Völker und der Staaten, wie es uns heute als Abschluß und Beginn fortschreitender Entwicklung erscheint. Die Geopolitik sucht die Bindung an die Vielgestalt der Landkarte, an die Grenzen der Räume und Rassen und Völker mit einheitlichen Entwicklungstendenzen, sie sucht die politische Gestaltung aus dem Kausalzusammenhang geographischer Struktur und des politisch-völkischen Zustandes zu erklären. Sie leitet von vornherein auf einen geographischen Lebensraum hin, um daraus ihre politisch-historischen Erkenntnisse zu gewinnen. Sie ist daher in den meisten Fällen stärker politisch als historisch. Daher ist sie auch der wehrwissenschaftlichen Betrachtung verwandt, will deren Erkenntnisse nur für ihren Bereich sich aneignen, um der Bedeutung der Wehr, also des Heeres, als organisatorischem, als ideellem, nationalpolitischem Entwicklungsvorgang gerecht zu werden. Die Wehrwissenschaft stellt an die Politik und damit an die Geschichte die Frage, welche Wirkung hat der Soldat, der Heerführer, der Stratege wie der einzelne Mann selbst als Ausdruck seiner Zeit in seinem Handeln, seinem Einsatz, seinem Denken, seinem Ideal im politischen Geschehen der Staaten und Völker ausgeübt. Sie findet dabei in der geopolitischen Problematik ihre Grenzen kausaler Zusammenhänge und Bereicherung der Erkenntnisse. Die Wehrwissenschaft greift dabei ebenso universal in alle Vorgänge der Entwicklung ein wie die Geopolitik, während die reine Militärwissenschaft sich auf die Kriegslehre, die Geschichte der Formationen, die Wehrpolitik als solche beschränkt. Die wissenschaftliche Problematik weist daher materiell ebenso wie methodisch und systematisch gerade unter dem Gesichtspunkt wehrwissenschaftlicher Forschungen grundlegende Unterschiede zwischen Geschichte und Geopolitik und zwischen beiden und der Wehrwissenschaft selbst auf.

Die Geschichte ist in der wissenschaftlichen Forschung universal für die Gewinnung der Erkenntnisse unserer menschlichen Entwicklung. Sie ist lebendig in den handelnden Personen und Völkern. Staaten und Länder erhalten Leben in ihren Ideen, ihren Handlungen, ihren Erfolgen, im Gehen und Kommen. Die Geopolitik ist zeitnah. Sie forscht aus der Gegenwart mehr für die Zukunft, als daß sie die Vergangenheit zu erklären sucht. Sie verdankt ihren Ursprung dem Denken von Kontinent zu Kontinent. Sie erscheint daher verlockend weltweit, um mit der ganzen Fülle des aktuellen Geschehens in der Welt ihre Erkenntnisse nachzuweisen. Sie ist dabei ohne weiteres aus ihrem geographischen Weltbild und aus dessen Erfordernissen heraus maritim; sie wird das kontinentale Geschehen oft dem maritimen unterordnen, dem Einfluß der See und deren Beherrschung in der politischen Dynamik, d. h. also in den Machtkämpfen in der Geschichte, den Vorzug geben. Aus dieser maritimen und kontinentalen Problemstellung der Geopolitik vermag die Wehrwissenschaft, aber auch die Geschichte, eine Fülle neuer Erkenntnisse von den inneren Zusammenhängen in der Entwicklung der Völker, Länder und Staaten zu gewinnen. Jeder Vergleich unserer heutigen historischen und geopolitischen Literatur, insbesondere der Zeitschriften zeigt, wie hier auf dem wissenschaftlichen Forum der historischen, geopolitischen, der wehrwissenschaftlichen Lehrmeinungen ein oft einseitig erscheinender Gegensatz der Auffassungen und Schlußfolgerungen hervortritt.

Auch die Sinndeutung heutiger wissenschaftlicher Forschung wird an solchen Grundnormen der Grenzen wissenschaftlicher Lehren, wie sie uns Geschichte, Geopolitik, mit beiden die Wehrwissenschaft zu vermitteln suchen, nicht vorübergehen können. Je klarer diese Grenzen erkannt sind, desto überzeugender wird das wissenschaftliche Urteil gewonnen werden können. Die Universalität der Geschichtsfor- schung als das Dominierende wird gerade der Geopolitik ebenso wie der Wehrwissenschaft aus der Universalität der Erfassung der geschichtlichen Vorgänge heraus den Weg weisen, wo bzw. wie die Geopolitik aus ihrer wissenschaftlichen Grundfrage heraus anzusetzen ist, wo bzw. wie die Wehrwissenschaft aus ihrer Fragestellung heraus, ihre Erkenntnisse, ihre Lehren zu erforschen hat.

* * *

Streiflichter auf den atlantischen Raum

Auch auf der atlantischen Front der Alten Welt besorgt, wie auf der pazifischen, die Seemacht, minder geräuschvoll als Heer und Luftwaffe, aber nicht minder lebenswichtig, ihre Schutzarbeit; anstrengender und noch verantwortungsschwerer, weil auf weit größeren, schwerer zu überwachenden Räumen. Das läßt sich rein geopolitisch nicht nur in dem Zahlenverhältnis des Fernen Ostens von rund 5000 km Landfront zu mehr als 7000 km Seefront ausdrücken, sondern auch im Westen, vor der atlantischen Küste des Abendlands.

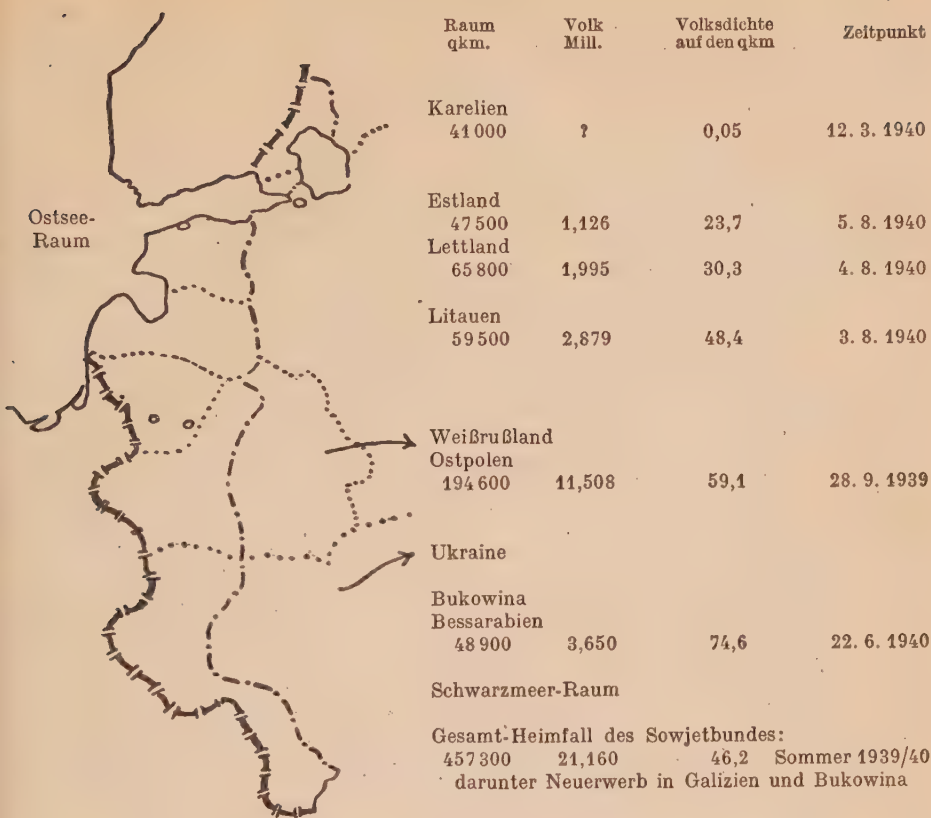
Dort halten großdeutsche Land- und Luftstreitkräfte, was dem Binnenmenschen zuweilen nachzurechnen nützlich ist, 4600 km Luftlinie atlantischer Küstenstrecke mit dem nassen Salzwassergraben vor sich; aber für die Seestreitkräfte erweitert sich die unmittelbare Aufsichtszone um das Sperrgebiet, das sich um die britischen Inseln legt; und das mittelbare Überwachungsbecken umfaßt die mehr als 106 Millionen qkm des Atlantik in einer Großräumigkeit, die alle Landratten füglich Bescheidenheit lehren müßte.

Für welche Irrtümer in einem so weiten Wasserbecken Raum ist, lehrt ein Vergleich der amtlichen deutschen Versenkungsziffern, soweit sie sich Anfang November 1940 errechnen ließen, mit 7 162 200 BRT., wovon 1 810 000 durch Überwasserfahrzeuge der deutschen Flotte, 3 714 000 durch U-Boote und 1 638 200 durch die Luftwaffe unter Wasser gerieten, mit den nur 3 021 306 BRT. Totalverlust der Welthandelsflotte, die sich die britenfreundlichere „Nippon Yusen Kaisha“ als vom 30. September 1939 errechnete, aber in der „Japan Times“ vom 4. November 1940 veröffentlichte, so daß der harmlose Leser sich sagen konnte, es sei ja gar nicht so schlimm gewesen!

Es mag an der Jahreswende gerade den aus seiner sonstigen Umwelt heraus zu engerer, kontinentaler Raumauffassung neigenden Menschen Bewunderung abfordern, welche raumüberwindende Kraft innerhalb von kaum 1½ Jahren von dem 1939 in der Küstenentwicklung auf kaum 1500 km beschränkten großdeutschen Lebensraum in Mitteleuropa ausging. Weiträumig von Natur veranlagte Völker mit breiter Geistesanlage (*shirokaja natura*, russ.) fanden sich leichteren Sinnes in solche Raumerweiterung, wie das Beispiel unsrer östlichen Nachbarn beweisen mag.

Die Wanderung der Europagrenze atlantikwärts ist neben dem Neubau Mitteleuropas um seine Nordsüdachse das greifbarste raumpolitische Ergebnis von 1940 mit einer beträchtlichen Raumerweiterung des Sowjetbundes (S. 41).

Damit waren — wie das November/Dezember-Heft d. „*Bolletino della S. R. Geogr. Italiana*“ in scharfsichtigen, auch wehrgeopolitisch bemerkenswerten Streiflichtern S. 626—630 ausführt — nicht nur die Zahlen der verbündeten Sowjetrepubliken von 11 auf 16 gestiegen, sondern auch große strategische wie Strukturverbesserungen Eurasiens gegenüber Europa erlangt, das auf der andern Seite eine Grundforderung seines geopolitisch richtigen Aufbaus im Sinne Rudolf Kjelléns erlangt hatte; die ungehemmte Verfügungshoheit über das „Problem der drei Flüsse“: Donau, Rhein und Weichsel, wie es sich nach dem Anschluß Ungarns, Rumäniens und der Slowakei an den Dreiverband im November 1940 ergeben hat.



Unter seinem Schatten lagen Südslawien und Bulgarien. Griechenland war ein Opfer seiner Zerrungslage zwischen Europa und Nahem Osten geworden („erde- wie see- verwandt“!). Im Ostseeraum wie im Schwarzeerraum, meerengewärts, mußte sich die geopolitische Lagenverbesserung der Sowjetbünde zwangsläufig auswirken (Türkei!).

Diese Westverschiebung der Europagrenze enthält eine Reihe von geopolitischen Lehren und bekräftigt alte Erfahrungen. Sie zeigt, daß die künstliche Zergrenzung Zwischeneuropas durch Versailles ein Eintagsfliegenwerk war und daß die baltischen Staaten nach der Zerstörung des kulturpolitischen, zu bauernarmen deutschen Traggerüstes zum Eigenleben unfähig waren und dem sarmatischen Hinterlanddruck erlagen, aus innerer Unfähigkeit zu eigenem Stande.

Die Volksdrucksäule in ihrem Absinken von Süden nach Norden spricht deutlich, wie das Kulturgefälle in Wirklichkeit lief, ebenso wie das Auseinanderfallen von Polen zwischen dem einstigen nahen und fernen Ostweg der Germanen, die nun durch ein deutsch-russisches Kanalsystem verbunden werden.

Polen und Großrumänien konnten in ihrer Zerrungslage nur erhalten werden, wenn sie ihre Aufgabe als Bindungsglieder zwischen Mitteleuropa und dem weiten Osten erkannt und ehrlich gespielt hätten, statt sich als Sprengminen gegen das Zurückfinden der Kontinentalpolitik in ihre natürlichen Gleichgewichtslagen ver-

wenden zu lassen — wobei das eine zugrunde ging, das zweite schweren Schaden litt und mit einem Drittel seines Bestandes dafür zahlen mußte, daß es geraume Zeit einem Regime Titulescu—Carol II. den Vorzug vor dem strengen und reinlichen Geiste eines Celea Codreanu und seiner Legionäre gegeben hatte.

Zuletzt erwies sich aber die Kraft einer solchen aus der Volkstiefe hervorgebrochenen Erneuerungsbewegung stark genug, um eine verrottete und volksfremde Oberschicht wegzusprenge, um eine Verjüngung des geopolitisch gesunden Donaumündungs- und Karpatenstaates an Haupt und Gliedern herbeizuführen und seinen natürlichen Anschluß an Mitteleuropa zu bewirken, dem es nicht nur die Staatsweisheit seines ersten Carol, sondern auch die politisch-wissenschaftliche Einsicht eines solchen Mitteleuropafeindes, wie Sir Halford Mackinder, schon vor der Jahrhundertwende zugeteilt hatte. In diesem Fall also handelt es sich um ein von Freund und Feind gebilligtes Nachhausefinden an der mittleren und unteren Donau, statt des Tanzens aus der Reihe.

Das Entspannungsergebnis von 1940 an der unteren Donau mit dem Reizzustande um die Ägäis vergleichend, wird eine unvoreingenommene, großzügig die Tatbestände aufnehmende Wehrgeopolitik urteilen, daß zwischen Albanien und Nordgriechenland, auf den griechischen Inseln und in Syrien kleinräumige Angelegenheiten entstanden sind, die mehr Kräfte verzehren als entbinden und in schroffem Gegensatz zu der weiträumigen Wehrgeopolitik des polnischen, nordischen und niederländisch-französischen Kriegsschauplatzes von 1939 und 1940 mit ihrem entscheidungsuchenden Grundzug stehen.

Gewiß ist Nordhellas eisenbahn- und weglos und von zerrissenen, kahlen Gebirgen durchzogen; aber Norwegen ist es auch; und auch dort handelte es sich um den kühnen Einsatz an sich unterlegener Seestreitkräfte, Schulter an Schulter mit verwegenen Lufteinheiten und kecken Spitzenleistungen gegen überlegene Zahlen, bei dem eben ein entsprechendes Maß an Opfern gewagt werden muß.

Ein uralter Gegensatz spielt in der Wehrgeopolitik zwischen dem entscheidungsuchenden und hinhaltenden Verfahren. Das erste sucht an wichtigster Stelle das innere Gleichgewicht des Gegners so zu erschüttern, daß — um mit Napoleon I. zu reden — „der Rest nichts mehr gilt“. Das zweite sucht Einzelgewinne, Landfetzen, feste Plätze, um nachher ein Mosaik von Raumgewinn im kleinen zu präsentieren, ohne zu wägen, daß im Grunde doch jeder Raumgewinn oder Raumverlust am Haupterfolg hängt. Es ist lange die britische Praxis gewesen, durch die letzteren Methoden seine europäischen Festlandgegner zu erschöpfen und einstweilen entscheidende Stöße über See an schwach verteidigten Stellen zu führen, während sich seine Festlandsoldaten die Zähne an stark verteidigten ausbissen. Das Spiel ist den Briten sonst in Europa verdorben worden; um die Ägäis scheint es zu glücken, wenn es auch einen erythräischen Wüstenstreifen gekostet hat. Aber noch ist rings um das Mittelmeer manches Kleinräumige geschehen, kein großer Führungsgedanke von wehrgeopolitischer Tragweite aufgezuckt. Der Grundsatz des Stillhaltens von Gebieten, in denen man keine Entscheidungen sucht, hat sich besser bewährt als das Reizprinzip im kleinen.

Wenn hinter den Handstreich von Dakar und Libreville, den Unternehmungen in Französisch-Äquatorialafrika und dem belgischen Kongo, dem vorbereitenden Pressespiel über die Azoren und den Stützpunktabtretungen am Ostrand Amerikas

Der immerhin großräumige Gedanke steckte, über den Atlantik hinweg eine Barre zwischen dem weißen Nordafrika und dem weißen Südafrika durch den Nordrand des farbigen schwarzen Erdteils zu ziehen, so wäre da ein Spiel im Gange, das höchster Aufmerksamkeit bedürfte. Allerdings wäre es auch zugleich nicht nur europafeindlich, sondern auch gegen die Zukunft der weißen Rasse, ganz gewiß zur höchsten Gefährdung eines „weißen Südafrika“, in Fernwirkung auch eines „weißen Australien“ gerichtet: ein Va-banque-Spiel ersten Ranges. Aber wenn Hasardeuren, die als solche bereits erprobt sind, Staatsruder anvertraut werden, muß man sich nicht nur um die Ägäis, sondern auch um den Atlantik damit abfinden, daß sie Weltpolitik nach den Methoden ihrer privaten Lebensführung treiben und sich über geopolitische Erwägungen und den Gedanken an das, was nach ihnen kommen soll, hinwegsetzen. „Après nous le déluge“ heißt es da leicht; aber wer nach der hereinbrechenden Sintflut weiterleben muß, wie die duldenden Massen, die geschlagenen Achiver der delirierenden Könige, der hat es nicht leicht und sieht ja in Frankreich, was dabei herauskommt, wenn man hinterher versucht, die Urheber oder Gewährnasser der Sintflut zur Rechenschaft zu ziehen.

Ähnliches versucht im kleineren Stil Senat und Volksvertretung von Uruguay gegenüber den Staatshäuptern, die an der La-Plata-Mündung Stützpunkte an den „guten Nachbarn mit dem großen Stock“ voreilig eingeräumt zu haben scheinen. Aber schon hat sich Argentinien der La-Plata-Mündung angenommen, wie es sich ja auch sein Recht auf die Falklandinseln und seinen Antarktisanteil nicht aus der Hand spielen läßt — nicht einmal von Chile — und erklärt hat, es bedürfe des Warentausches mit Europa, der ihm von den USA. aus nicht ersetzt werden könne. Dort also richten sich Grenzen eines Willkürgebrauchs der ja ursprünglich aus dem überischen Amerika stammenden panamerikanischen Gedanken auf; aber sie sind erst im Werden, zarte Pflanzen, die schonender Pflege bedürfen und einen Rückhalt am Stolz des spanischen Kulturbewußtseins haben.

Das spanische Mutterland pflegt in diesem Kulturbewußtsein ein wohlverstandenes und neu erblühtes Erbe seines Königtums und hat sich durch die Übernahme von Tanger seiner und Portugals alter nordafrikanischer Überlieferung der Südstrahlung und Mittelmeerwacht von Europas Westhalbinsel erinnert. Noch bleibt der Felsen von Gibraltar ein Ehrenpunkt: heute mehr eine Prestigeangelegenheit als ein wehrgeopolitischer Sachwert. Denn die Flugstreitkräfte in ihrer Entwicklung und die gesteigerten Schußweiten haben eine ganze Reihe von Stützpunkten entwertet, unter denen so berühmte Namen sind wie Gibraltar, Malta, Aden, Hongkong, vielleicht schon Singapur; alle raumeng und überbevölkert, einen großen wehrgeopolitischen Einsatz nicht mehr wert, weil sie schnelle Entfaltung von Luft- und Seestreitkräften aus ihren schmalen Unterlagen nicht gestatten und erst recht keine Erholung, Erneuerung, Rast der in sie hinein gebannten Besatzungen gewähren. Sprachen nicht Port Arthur und Wladiwostok lange vor dem Weltkrieg, seither aber Smyrna und Schanghai, Dünkirchen, Calais, Nanking deutlich genug gegen das Häufen von Widerstandsmitteln in kleinräumige wehrgeopolitische Menschenfallen? —

Noch haben sich die USA. in Pearl Harbour und vorwärts Manila solche für eine mögliche Zukunftsauseinandersetzung mit einem vollwertigen überseeischen Gegner vorbereitet, die sie bisher in ihrer Geschichte noch nicht gekannt haben. So

einfach wie 1917 und 1918 dürfte den Boys die Europafahrt nicht werden, falls sie doch wider ihre gegenwärtige Erwartung und alle Wahlversprechen wieder zur Fahrt über den Großen Teich angehalten werden sollten.

Niemand in Europa wünscht den Zusammenstoß mit ihnen; niemand denkt daran, von der Alten Welt aus über Ozeane hinweg Fenster einzuwerfen, was die Neue Welt so unbefangen tut. Aber Angreifer zu empfangen, ist der rasch wachsende Wehrbund gerüstet und wird Freiheit und Unabhängigkeit der Alten Welt zu wahren wissen. Nachdem die 21 Staaten Amerikas alle selbst innerhalb der Erinnerung von vier Geschlechtsfolgen um ihre Freiheit und Unabhängigkeit haben kämpfen müssen und heute noch die Namen ihrer Vorkämpfer von damals, Washington, Simon Bolivar, San Martin, in Ehrfurcht nennen, sollten sie mehr Verständnis für die Achsenmächte zeigen, die nichts anderes tun, als sich auch das Recht des freien, sich selbst bestimmenden Erdteils erringen.

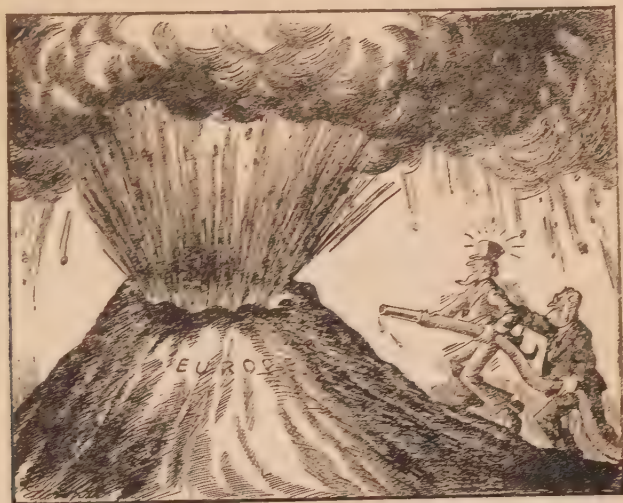
Wie notwendig — als Vorstufe — großräumige Erdteilorganisationen vor der Frühgeburt des Völkerbundes gewesen wären, jenes unheilvollen zweiten Schritte vor dem ersten!, das beweisen nicht nur auf der indopazifischen Weltanschauung die Schwierigkeiten der Abgrenzung des Großostasienbegriffs, das jahrelange Hinziehen der Verhandlungen zwischen Japan und dem kriegsmüden Teil Chinas unter Wangtschingwei, die höchst verschiedene kriegsgeschichtliche Darstellung des Nomonhonhandels und die langsame Geburt der japanisch-russischen Abmarkung, sondern auch auf der atlantischen Bühne die vorsichtige Behandlung des panamerikanischen Schifffahrtkongresses, der britisch-argentinisch-chilenische Streit um den Südkontinent, der amerikanisch-britisch-skandinavische um Island.

Europa und Eurafrika, Asien und Amerika streben nun solchen Teillösungen zu.

Es liegt aber auf der Linie dessen, was der U.S.-Amerikaner Idealismus nennt, enthusiastisch zweite Schritte vor dem ersten zu tun und sich dann von den unliebsamen Folgen abzuwenden. Das kann man in Ländern mit unbegrenzten Möglichkeiten; in Ländern mit begrenzten kann man es nicht; dort wie hier ist es ein Zeichen geopolitischer Unreife; und sowohl die Vereinigten Staaten als das Abendland, wie nachgerade der ganze Erdball gehören nun einmal leider zu den Räumen mit begrenzten Möglichkeiten, in denen es nicht mehr angeht, jene Art großkapitalistischer Raubpolitik zu treiben, mit der das Britische Weltreich gegründet und Nordamerika entwaldet und die Prärieböden verwüstet worden sind, mit der die USA. jetzt noch Ölpolitik treiben.

Um die Verbreitung dieser im engbevölkerten Abendland und in Ostasien zuerst gewonnenen Einsicht weltüber geht in Wahrheit der zweite Befreiungs- und Unabhängigkeitskrieg Europas gegen die Raubwirtschaft seiner peripherischen Bedrängter, nachdem es den ersten gegen das Aufgebot einer über den Endzweck ihres Einsatzes ahnungslosen Außen- und Überseewelt durch seine eigenen Westmächte verloren hatte. In solchem überlebensgroßem Ausmaß muß dieses Ringen geschehen werden, um erträglich in seinen Einzelformen zu sein und vor der Zukunft bestehen zu können, so hart es die Gegenwart einer Geschlechtsfolge trifft und so viel erhaltenswerte Vergangenheit es zerstört. So zeigt es sich auch rings um den Atlantik an der Jahreswende von 1940 auf 1941, am Ende einer Olympiade, die anders als hofft war.

Ist diese Spottzeichnung kennzeichnend dafür, daß die „Japan Times“ den „Japan Advertiser“ geschluckt hat oder daß umgekehrt der USA. „Japan Advertiser“ in die Haut der „Japan Times“ geschlüpft ist oder daß beide „behind the Times“ waren?



„Kann Onkel Sam das Feuer löschen?“

Specially drawn for The Japan Times and Advertiser by Eturo Kato

KARL HAUSHOFER

Jahreswende-Bericht aus dem indopazifischen Raum

In klassischen Worten edlen Stils hat Josef Magnus Wehner (Reich, 1. Dezember 1940) in Gedanken zur Münchener Ausstellung: „2000 Jahre deutscher Geschichte“ die „ruhende“ Geschichtsbetrachtung als gewachsene Monumentalität eines Volksschicksals der „bewegten, dynamischen Geschichtsbetrachtung“ gegenübergestellt, „die immerfort an der Feststellung einer tiefen Gerechtigkeit wirken müssen“. Als solche ist diese Richtung notwendig die entscheidende für die Geopolitik, deren Hauptziel unter andern immer wieder ein gerechter Ausgleich zwischen der ewigen Forderung des Bodens, dem Sakralen der Erde und den stürmischen Wallungen des Blutes, des politischen Begehrens sein muß.

Eine solche Auffassung gebietet uns, an einer so einschneidenden weltgeschichtlichen Jahreswende in Umrissen die Schuld anglo-amerikanischer Begehrlichkeit an unerwünschten Entwicklungen innerhalb des indopazifischen Raumes festzustellen, namentlich an einer Hauptfrage: der Abgrenzung der Wunschziele von Großostasien, und des seltsamen Zustandes, daß die beiden sogenannten demokratischen Mächte augenblicklich darin einen brennenden Anteil daran nehmen, die Entwicklung wahrhafter Demokratie und Selbstbestimmung der 370 Millionen Indiens zu verhindern.

Schauen wir doch zurück: 1757 erringt England seinen entscheidenden Erfolg in der Zerstörung eines sich selbst regierenden Indiens und wirft ein Jahrhundert später

dessen ersten Freiheitskrieg nieder; 1842 zerstört es die Unversehrtheit Südchinas und 1858 mit Frankreich zusammen die von Nordchina, woran das Reich bis zu seinem Zusammenbruch von 1911 hinsiecht, der durch Amerikas „unsichtbares Reich“ in einen dreißigjährigen Bürgerkrieg verwandelt wird. Zuvor hat man China in die trügerische Vorstellung eingewiegt, der Grundsatz: „Offene Tür und gleiche Gelegenheit für alle“, der Vier- und Neunmächtevertrag werde es vor Zergliederung schützen. 1854 werfen die USA. — nachdem sie sich vorher durch eine Händewegerklärung über Hawai in der ihnen völlig wesensfremden Südsee eingedrängt haben — Japan mittels eines in keiner Weise provozierten, gewaltsamen Eingriffs aus seinem ethnischen und sozialen Gleichgewicht, erschließen es internationaler Ausbeutung und Raubwirtschaft und zwingen Japan, weil es sich natürlich in diesem unerwünschten Zustand nicht wohlfühlt, eine Laufbahn industrieller und militärischer Expansion auf, um seinen Lebensraum und seine Lebensform zu retten. Im Laufe dieser Entwicklung schnüren England und Frankreich, nachdem sie sich durch Gewalt und Kriege Birmas und Indochinas bemächtigt haben, Thailand durch Anakondapolitik und Taktik von Ostasien ab, so daß es bei seinem volkspolitischen Erwachen 1932 mit Betrübnis entdeckt, daß 95% seines Handels und seiner Wirtschaft in volksfremden amerikanischen, britischen, chinesischen und andern Händen sind. 1898 vervollständigt u.s.amerikanische Raubpolitik den Ausbau der Südseestützpunkte (Guam, Samoa), entreißt die Philippinen mit Hilfe der Selbstbestimmungsbewegung ihrer heute 15 Millionen den Spaniern und prellt dann die Inseln um ihre Unabhängigkeit, die zwar für 1935—1945 versprochen, aber jetzt schon unabsehbar hinausgeschoben wird. All diese Zeit lagert südlich des Äquators das reichste Kolonialgebiet der Erde, zwar in niederländischer Verwaltung, aber von England eingekreist und von den USA. als Hauptlieferant ihres Chinins, Kautschuks, Zinns und des Steinöls für Japan liebevoll bewacht, wobei die USA. der Benützung aller britischen, australischen und neuseeländischen Häfen, Stützpunkte, Waffenschmieden und Werften sicher sind.

Damit ist der anglo-amerikanische Verdienstkreis um den heute emportauchenden Großostasienbegriff mit den wichtigsten Tatsachen seiner Rechtsbegründung durch kühne Gewaltstreiche flüchtig umschrieben. Sämtliche „facts“ und noch viel mehr können mit den gewählten Wortlauten aus den führenden amerikanischen Zeitschriften, wie „Amerasia“, „Asia“, „Pacific Affairs“, belegt werden. Beklagt doch eine gewiß der Deutschfreundlichkeit ganz unverdächtige Persönlichkeit wie Freda Utey im Bericht über drei persönliche Aussprachen mit Frau Chiang Kai Shek, wie sehr ihre politische Wirksamkeit durch Vorstellungen der CYA. (Christian young men's association) rein amerikanischer Herkunft beeinträchtigt werde, die allerdings viel Anteil am Unheil Chinas haben, selbst wenn der Kommunismus nicht dazu beigetragen hätte, der in solchem Lichte weiß, nicht rot erscheint.

Was wir aber mit dieser kurzen Überschau an der Jahreswende 1941 festhalten zu müssen glaubten, ist nur die Tatsache, daß die Umrisse Großasiens und das werdende Einheitsbewußtsein der Monsunländer, Monsunasiens, der wahren „Asia major“ (um deren Anerkennung, Nichtanerkennung, offene oder versteckte Bekämpfung das entscheidende Spiel des Jahres geht), durch die Mißhandlung der Weltplutokratie von London, Washington und Paris aus den Führern einer Menschenmilliarde Südasiens in die Seelen gehämmert worden sind, genau wie den

und 100 großdeutschen Millionen, den mehr als 300 der Dreiecksmächte und ihrer Freunde, und fast in den gleichen Zeiträumen.

Wen wundert angesichts dieser geopolitisch erweisbaren Vorgeschichte noch das ineinanderfließen der Interessen beim Befreiungs- und Unabhängigkeitskrieg des Abendlandes wie Großasiens gegen diese Art Bevormundung und Raubwirtschaft, auch wenn dabei ungeheure Opfer gebracht werden müssen — Opfer auf Gebieten, die den Achsenmächten wie den Altkulturländern des Fernen und Mittleren Ostens schwer aus dem Herzen gegangen sind:

1941 wird entscheidend dafür sein, ob Amerika die Erinnerung seiner eigenen Unabhängigkeitskämpfe und Befreiungskriege in Nord und Süd höher steht als der Dienst an einer zügellosen und begehrliehen Raubwirtschaft, deren Folgen die USA. am eigenen Boden längst spüren und bekämpfen. Noch glauben sie — wenigstens in ihren Ausstrahlungen über Pazifik und Atlantik hinweg —, Gott und Mammon zugleich dienen zu können, obwohl in der sonst von ihnen hochgehaltenen Bibel das Gegenteil steht. Minder bibelgläubig in bezug auf Raumanreicherung ist der Sowjetbund; er verleibte sich ohne Gewissensdruck im atlantischen Glacis fast 500 000 qkm (genau 457 300), im innerasiatisch-pazifischen Raum aber fast 3 1/2 Millionen qkm ein, was im Verhältnis zu den großräumigeren Vorstellungen des Ostens steht, aber doch in dessen Altkulturländern bemerkt worden sein dürfte. Offen steht der breite Puffergürtel zwischen pontischen Meerengen und japanisch-russischer Ausgleichszone, darin sich Türkei, Iran, Afghanistan, Indien und Glacis aufreihen. Wer im Schilf sitzt, ist in Versuchung, Halme zu schneiden!

Alles aber, was wir in langjähriger Beobachtung der Politik der beiden in ihren Machtkernen großräumigsten Mächte, der Sowjetunion und der USA., bis jetzt kennengelernt haben, bringt uns zu der Überzeugung, daß die erstere beim Schneiden ihrer Halme auf fremden Fluren geschickter und völkerpsychologisch weniger herausfordernd verfährt.

Darum stimmen wir auch völlig mit dem Verfasser einer der gedrängtesten neueren Übersichten über den Weg von Japans Großasienpolitik zur neuen Ordnung in diesem Sinne überein. (Carlo Avarna di Gualtieri: *La Politica Giapponese del „Nuovo Ordine“*; Mailand und Messina, Giuseppe Principato; 1940.) Der kluge, schon oft von uns als bewährt erfundene Beobachter, frisch aus Japan zurückgekehrt, dem der ganze Werkstoff des „Istituto per il Medio ed Estremo Oriente“ in Rom mit seinem Umfang und seinen Grenzen zur Verfügung steht, betont u. a. mit Nikitine (*Tribune des Nations*, Paris, 12. Januar 1940) und Oskar v. Niedermayer (*Militärwiss. Rundschau*, I. c. S. 135/136), daß Stalin viel zu klug sei, um sich Fehlschlägen gegenüber Indien auszusetzen, etwa gar nach den finnischen Erfahrungen einen Feldzug durch Afghanistan. Es genügt doch vollständig die Verfestigung des Besitzes in Turkestan (Sinkiang), die bloße Drohung der neugebauten 500 km Pamir-Autobahn und eine entsprechende Unterstützung der Mittelostschwierigkeiten des Britischen Weltreichs in aller Stille, die Entlastung Japans vom Festlanddruck gegen Anerkennung des zentralasiatischen imperialistischen Neubesitzes, um den anglo-amerikanischen Gegenspielern alle dringend erwünschten Schwierigkeiten zu schaffen, ohne das geringste geopolitische Risiko, während England und die USA. ein solches Risiko bei aggressivem Vor-

gehen gegen Ostasien, namentlich nach dem formalen Friedensschluß Japans mit Wangtschingwei, im höchsten Grade laufen müssen.

Dabei finden wir allerdings in der Heeresstärke des Weltreichs (Avarna, S. 139) die imposante Zahl von 8 Millionen Streitern, wobei Indien mit 1,3 Millionen eingesetzt ist. Aber wir erinnern uns der beweglichen britischen Klage, daß es bis jetzt nur 60 000 Mann eingesetzt habe, während wir zu wissen glauben, daß mindestens die dreifache Zahl zum bloßen Ordnunghalten dort unentbehrlich ist, und bis jetzt nur immer lesen, daß weder Australien noch Neuseeland Wesentliches zu Hause entbehren könne (also weder 420 000 noch 125 000 Mann).

Immerhin ist es für Reiche mit schneller Mobilmachung nützlich, sich vor Augen zu halten, daß es noch immer rund zwei Jahre gedauert hat, bis das Britische Weltreich, die USA. und das Großreich der eurasiatischen Steppen seine volle Kraft auf die Beine brachte, und entsprechend länger, bis jedes einsah, daß diese Macht nicht zur Erreichung des Zweckes genügte, wenn es sich nicht nur um einen Gnadenstoß handelte — es sei denn, daß zuvor ein Willenszusammenbruch der feindlichen Zentrale herbeigeführt werden konnte.

Würde ein solcher Zusammenbruch z. B. von den USA. aus aufgefangen, so ließe sich ein neugruppierter Widerstand hinter einer transatlantischen Fernblockadelinie, festgehaltenen afrikanischen Äquatorialgebieten und vorwärts eines Indiameerreiches, dann vorwärts von Singapur—Philippinen—Hawai jahrelang fortsetzen, wenn er nicht durch aktive Stöße vom Mittelmeer aus oder grundstürzende Unruhen in Indien zerbräche.

Daraus erhellt ohne weiteres der Anteil nicht nur Italiens, sondern auch Japans und Großdeutschlands an einer Neuordnung im erweiterten Nahen Osten, am Gelenk zwischen atlantischem und pazifischem Raum, und die Notwendigkeit, auch alle Kraftverlagerungen dort mit aufmerksamen Augen zu verfolgen. Die Art und Weise, wie im Irak und in Ägypten Staatsmänner „gestorben werden“, überschreitet z. B. doch weit das Maß des an so auffälligen und abrupten Todesfällen Wahrscheinlichen; und wir fürchten mit Grund, daß der Mittlere Osten, z. B. in den Reihen der verhafteten indischen Volksführer, nur allzubald in die verdächtigen Spuren des Nahen Ostens einlenke.

Auf größeren Entfernungen als das Abendland, aber auch von entsprechend größeren Gefahren umgeben, müßte Japan namentlich der Verständigung mit seinem bisherigen großen, raumweiten Festlandgegner im Nordwesten nach deutschem Vorbild entschlossen gewisse Prestige- und Wirtschaftsoffer bringen, z. B. die Eigenart seiner privatwirtschaftlichen Konzessionen in Nordsachalin aufgeben. Es sollte auch Schluß mit der anglophilen Durchdringung seiner Presse machen, von der S. Takashi noch am 8. Oktober 1940 im „Osaka Mainichi“ gewunden Zeugnis gab, trotzdem er sich auf den Boden des Dreimächtevertrags stellte.

Die Macht und Werbekraft der britischen Kulturpolitik war in Japan dem andern Inselreich der Alten Welt, in Geschäftskreisen und Marine sehr groß wie auch der u.s.amerikanische ähnliche Einfluß in China. Schwer würde sich täuschen, wer glaubte, daß solche tiefverwurzelte kulturpolitische Einwirkungen auf die Denkungsweise schnell mit einer veränderten Machtgruppierung verschwinden. Gerade alte Kulturvölker haben großen kulturpolitischen Tiefgang und sind gegen akute fremdstämmige Propaganda viel widerstandsfähiger als etwa die in weniger

Jahrhunderten zusammengetragenen Massen kolonialer Kultur der Neuen Welt, in denen starke transatlantische Antriebe ja auch noch durch Jahrhunderte nachwirken, vielfach im Sinne der alten zerbrochenen Achse London—Paris und ohne Verständnis auch für die Altkulturwerte der Achse Berlin—Rom.

Wir wissen, warum wir in der „Deutschen Kulturpolitik im indopazifischen Raum“ den Finger schonend auf manche Wunde legen mußten, so viel Gleichläufigkeiten tatsächlich zwischen den Achsenmächten des Abendlandes und den führenden Kräften der neuen Ordnung in Großostasien bestehen und ans Licht gehoben werden können.

Aber solches Heben ans Licht bedarf ausreichender Zeit und schonender, pfleglicher Hände; sonst entstehen Treibhausblüten ohne wurzelhafte Stete und überzeugende bodenechte Tragkraft hier und dort. Diese aber gilt es zu schaffen, wenn weitgespannte Bündnissysteme schwere Weltmacht Krisen überwettern sollen und über große und geschickt verstärkte Widerstände hinweg in Stürmen standhalten. Es kann sein, daß bei klugem Ausweichen aller, die wenig zu gewinnen und viel zu verlieren haben, das indopazifische Unwetter sich verzieht. Wenn es aber losbricht, wird es in unerhörtem Umfang mit revolutionären Schlägen durchgekämpft werden müssen und alle beteiligten Reichs- und Staatsbauten auf schwere Daseinsproben ihrer Standhaftigkeit stellen, für die sie sich von vornherein zu wappnen haben — nicht zuletzt durch Einfühlungsfähigkeit gegenüber artfremdem Wesen, mit dem sie Schulter an Schulter Gefahr bestehen.

SPÄNE

Die deutsche Zeitung in Übersee

Beim Nachblättern des Jahrgangs 1939 der Zeitschrift für Geopolitik stieß ich im Aprilheft wieder auf den Aufsatz von Fritz Dalichow: „Die deutschen Landschaften in ihren Zeitungen“ mit damaligen Anstrichen und Randbemerkungen des Beifalls. Was dort gesagt, mit der Hellhörigkeit des Journalisten beobachtet, der Innerlichkeit des Deutschen erfühlt und mit der Gründlichkeit des Fachmannes untersucht und auf klare Linien gebracht wurde, ist sicher für jeden, der sich beruflich eingehender mit der deutschen Presse beschäftigt, wenn nicht eine neue Offenbarung so doch sicher eine Bestätigung und Klärung eigener Beobachtungen gewesen.

Der deutsche Buchhändler in Übersee zum Beispiel wird die Beobachtung bestätigen, daß viele ausgewanderte Deutsche noch Jahre und Jahrzehntlang die Zeitung ihrer engeren Heimat, und nur sie, weiterhalten: Stellt sie doch für sie gerade diese engere Heimat, das Vertraute, dar und hält damit die Verbindung aufrecht.

Gerade auf dem kleinen Feld eines deutschen Sprengels in Übersee bestätigt sich vollauf, was Dalichow von der glücklichen Vielfarbigkeit des deutschen Volkes in der Mentalität

seiner Stämme, dem Charakter seiner Landschaften, den sprachlichen Abweichungen sagt, welche der deutschen Presse trotz der gleichen allgemeinen Richtung eine so ausgeprägte Vielfältigkeit verleiht.

Hier draußen, sei es in der Buchhandlung, sei es im Lesezimmer eines deutschen Vereins, in der Mappe eines Lesezirkels ist dies ganz besonders gut zu beobachten. Im kleinen Kreis einer überseeischen Kolonie treffen ja auch die deutschen Stämme selber viel enger aufeinander, und da jeder seinen eigenen Lesestoff haben will, so kommt an Zeitungen und Zeitschriften eine ganze Musterkollektion als Anschauungsmaterial und Illustration zu dem Dalichowschen Aufsatz zusammen.

Ich möchte aber das von Dalichow Gesagte aus eigener Erfahrung noch weiter ergänzen und auf die auslandsdeutsche Zeitung, besonders die deutsche Zeitung in Übersee ausdehnen.

Denn wie die deutsche Landschaft sich ausprägt in den lokalen Zeitungen, so prägt sich Herkunft und Persönlichkeit des Schriftleiters, Tradition der Zeitung selbst, der Einfluß der Umgebung, die Mentalität der Leserschaft, die politischen Umstände im Gast-

land, und der Einfluß der Heimat noch viel ausgesprochener in der überseeischen deutschen Zeitung aus.

Man vergleiche einmal die „Swakopmunder Zeitung“, den „Urwaldboten“ aus Brasilien, die „Deutsche Zeitung Mexico“ und die „Milwaukee Deutsche Zeitung“ miteinander! Welche Vielfältigkeit, welche Unterschiede! Welcher Einfluß der Umgebung, welche Verschiedenheit der Schreibart der Schriftleiter, welche verschiedene Leserschaft an die sie sich wenden, welch verschiedene Gruppen deutscher Menschen! Und doch gehören all diese Überseezeitungen der deutschen Presse zu, und ihre Leser gehören zur deutschen Volksgemeinschaft, mögen sie auch nach dem Ort, wo ihre Wiege gestanden und nach den Gesetzen ihrer Länder schon politisch Ausländer sein: Denn das Band der deutschen Sprache verbindet sie.

Wir tauschen auch hier draußen unsere Zeitungen über Land und Meer hinweg aus, drucken — besonders jetzt in Kriegszeiten — voneinander ab, flechten Hinweise aufeinander und Grüße aneinander ein.

An Material zum Beobachten fehlt es also auch in den Redaktionsstuben der überseeischen Zeitungen nicht.

Nun kommt aber auch die engere Heimatverbundenheit bis in diese Redaktionsstuben und Zeitungen hinein. Einige Beispiele dafür:

Da kam es vor, daß wir mit unserer Zeitung eine schwungvolle Faschingsnummer machten, wie sie im Rheinland und Süddeutschland üblich sind. Was geschah: Ein Ostpreuße unter den Lesern meldete sich und schrieb: „Wenn Sie noch einmal solchen Unfug aufstellen, dann bestelle ich die Zeitung ab“; ein Berliner kam und sagte: „Es scheint mir denn doch, daß in einer so ernsten Zeit (es war 1932) die Karnevalsstimmung fehl am Platze ist.“

Wir brachten also hinfort nur toternsten Stoff und stellten selbst den kleinen Witz ab. Da kam ein Rheinländer und meinte: „Eure Zeitung war ja früher ganz nett, aber letztlich bringt Ihr nur so knochentrockenen Stoff, daß man sie nicht mehr lesen kann. Ein bißchen Humor würde wirklich nichts schaden!“

Lange Jahre war der Herausgeber unserer Zeitung ein Mann, der auf gesellschaftlichen Rang pochte und sie „vornehm“ halten

wollte. Als ich sie übernahm, wurde der Ton etwas herzlicher und weniger distinktiert. In kurzer Zeit stieg hierauf die Abonnentenzahl um 50. Das kam daher, daß ein Drittel der Deutschen in unserem Lande biedere Schwaben sind, die auf den vornehmen Ton keinen Wert legten, und die nur wohl meine süddeutsche Herkunft heraus lasen.

Da entspann sich zum Beispiel ein Disput über das süddeutsche „allmählig“, das nach dem norddeutschen Duden „allmählich“ sein soll, oder über den süddeutschen Ausdruck „Anrainer“, der den Norddeutschen unverständlich ist, oder über den Gebrauch eines süddeutschen Sprichworts, das nördlich der Mainlinie unbekannt ist. Andererseits muß der Schriftleiter häufig Spaniolismen ausmerzen, die seine im Lande geborenen oder dort lange ansässigen Mitarbeiter einflechten.

Das Deutsch einer deutschen Zeitung in den Vereinigten Staaten ist ein ganz anderes als etwa das einer deutschen Zeitung in Südamerika. Stark landwirtschaftliche Kolonien werden in ihrer Zeitung ganz andere Themen finden als die der Geschäftsleute in städtischen Kolonien. Die Haltung der Kolonien zur Heimat findet, ebenso wie die Aufsicht der Behörden des Gastlandes in Amerika ihren Ausdruck in den betreffenden deutschen Zeitungen. Häufig sind diese zweisprachig, entweder weil sie sich mit an Kreise des Gastlandes wenden, oder weil sie gezwungen sind, ihre Leitartikel in der Sprache des Gastlandes wiederzugeben. Von der flüchtig zusammengesetzten deutschen Tageszeitung eines nordamerikanischen Industrieorts bis zur gründlich und behäbig geschriebenen Wochenzeitung in kleineren südamerikanischen Ländern sind unzählige Abstufungen in Stoff und Schreibweise der deutschen Überseezeitung zu beobachten.

So hat jede, aber auch jede überseeische Zeitung entsprechend dem Schriftleiter, der Leserschaft, der Häufigkeit ihres Erscheinens, und besonders je nach den örtlichen Verhältnissen ihr eigenes Gepräge. Es wäre recht interessant, bei einer Zusammenstellung der auslanddeutschen Presse einmal dieses Lokalkolorit genauer zu untersuchen, zu analysieren und mit anzuführen.

Guatemala, im Juli 1940.

F. H. S.

Kurznachrichten

ARGENTINIEN. — Die Besprechung zwischen den Außenministern A.s und Uruguays über die Stützpunktfraße wurde mit der gemeinsamen Mitteilung beendet, daß die Besprechungen unter Heranziehung der anderen an der La Plata-Mündung interessierter südamerikanischer Länder fortgesetzt werden sollen.

BRASILIEN. — Präsident Vargas kündigte mit Bezug auf den „Itape“-Überfall Repressalien für die Verletzung brasilianischer Hoheitsrechte an. Siehe auch Großbritannien.

BULGARIEN. — Die bei Ausbruch des griechisch-italienischen Konfliktes durchgeführten Mobilisierungsmaßnahmen wurden wieder

aufgehoben. — Die bulg.-rum. Umsiedlung wurde am 14. 12. abgeschlossen.

DEUTSCHES REICH. — Großangriffe der Luftwaffe erfolgten gegen Birmingham, Sheffield, London, Manchester. Im November wurden insgesamt 6 747 000 kg Sprengbomben über England abgeworfen, während die britische Luftwaffe in der gleichen Zeit 340 000 kg auf das Reichsgebiet abwarf. Im Seekrieg wurden weiterhin die gleichen hohen Versenkungserfolge erzielt. Im Pazifik konnten durch Hilfskreuzer 20 feindliche Schiffe versenkt werden. Am 27. 12. beschloß ein Hilfskreuzer sehr erfolgreich die Insel Nauru. — Am 10. 12. sprach der Führer vor der Arbeiterschaft eines Berliner Rüstungsbetriebes, wobei er den sozialen Charakter des gegenwärtigen Krieges unterstrich. — Zur Förderung der befreiten Ostgebiete werden besondere begünstigende Maßnahmen durchgeführt. — Der Gau Saarpfalz wurde am 8. 12. zum Gau Westmark umgestaltet. Schon vorher war Saarbrücken zur Gauhauptstadt erhoben worden. — Die Demarkation der deutsch-sowjetischen Grenze wurde nach amtlicher Verlautbarung im Dezember abgeschlossen. — Anlässlich der 100. Wiederkehr der Überführung Napoleons von St. Helena hat der Führer die sterblichen Überreste des Herzogs von Reichstadt, des Sohnes von Napoleon, dem französischen Volk zur Beisetzung im Invalidendom zu Paris übergeben. — Mit der Schweiz wurde ein Abkommen über die Rheinregulierung getroffen.

DEUTSCHES REICH (BEFREITE GEBIETE). — Durch Eingemeindung zahlreicher Orte in die Stadt Straßburg wurde die Neuordnung des Großraumes Straßburg eingeleitet. — Die Lützelburgischen Eisenbahnen wurden von der Reichsbahn übernommen. Die Lützelburgische Polizei wurde in feierlicher Form am 14. 12. in Weimar in die deutsche Polizei aufgenommen. — Zur Feier der 9. Wiederkehr des Gründungstages der NSB.-Bewegung in den Niederlanden fand in Utrecht eine Großkundgebung unter Führung des Leiters der NSB., Mussert, statt. — Am 6. 12. wurde die Straße Oslo-Bergen eröffnet, mit der die erste Landverbindung zwischen Ost- und Westnorwegen hergestellt wurde.

FINNLAND. — Zum neuen Staatspräsidenten wurde Ministerpräsident Ryti gewählt.

GROSSBRITANNIEN. — Brit. Seestreitkräfte verletzten dreimal die amerikanische Sicherheitszone. Von dem brasilianischen Dampfer „Itape“ wurden 22 Deutsche heruntergeholt. Die beiden deutschen Dampfer „Idarwald“ und „Rhein“ konnten sich durch Selbstversenkung der Aufbringung entziehen. — Lord Lothian, der brit. Botschafter in Washington ist gestorben. An seine Stelle trat der bisherige Außenminister Lord Halifax, dessen Amt Eden übernahm. — Dem amerikanischen

Schatzsekretär wurde von einem brit. Deligierten eine Aufstellung sämtlicher englischer Guthaben in USA. übergeben. — Ein brit.-türkisches Wirtschaftsabkommen wurde abgeschlossen. — G. erhielt durch ein Abkommen mit den USA. ein Vorkaufsrecht auf die für den Export bestimmten Eisen- und Stahlzeugnisse in den USA. — Starke brit. Luftstreitkräfte werden in Singapur konzentriert. — Der lateinische Patriarch von Jerusalem wurde von den Briten verhaftet.

GUATEMALA. — Ein Putsch gegen die Regierung wurde rechtzeitig vereitelt.

ITALIEN. — Die Fronten in Albanien sind zum Stehen gekommen. — Am 9. 12. begannen die Engländer eine Offensive in Ägypten mit stärksten Kräften, die zur Zurücknahme der italienischen Truppen auf die Ausgangsstellungen nötigte. Vor der ital. Festung Bardia ist der engl. Vorstoß zum Stehen gekommen. — Ital. Torpedo-Flugzeuge konnten mehrere brit. Kreuzer torpedieren. — In der militärischen Führung wurde ein größeres Revirement vorgenommen.

JAPAN. — Die Blockade gegen die chinesische Küste wurde auf die Häfen der Südwestküste der Provinz Kwantung ausgedehnt. — Es wurde der Übergang zur Planwirtschaft eingeleitet. — Die jap. Freundschaftsverträge mit Thailand und Iran wurden ratifiziert.

MANDSCHUKUO. — Nach der amtlichen Volkszählung hat M. 43 233 954 Einwohner. Die größten Städte sind Mukden mit 1 135 801, Charbin mit 661 484 und Hsinking (Hauptstadt) mit 554 202 Einw.

SAUDIE. — Ein Mordanschlag des Secret Service auf König Ibn Saud wurde rechtzeitig aufgedeckt.

SCHWEIZ. — Zum Bundespräsidenten für das Jahr 1941 wurde Dr. Wetter, zu seinem Stellvertreter Dr. Etter gewählt. — Von brit. Flugzeugen wurden die Städte Basel und Zürich bombardiert. — Die brit.-eidgen. Verhandlungen über die überseeische Versorgung der Schw. wurden ergebnislos abgebrochen.

TÜRKEI. — Die Verdunkelung wurde aufgehoben.

UNGARN. — Der ung. Außenminister Graf Csaky weilte in Belgrad, wo am 12. 12. ein Freundschaftsvertrag zwischen Jugoslawien und Ungarn abgeschlossen wurde.

UNION DER SOZ. SOWJETREPubLIKEN. — Mit der Slowakei und Rumänien wurden Handelsverträge abgeschlossen.

VER. STAATEN VON NORDAMERIKA. — Am 4. 12. trat Roosevelt eine Seereise ins Karibische Meer an, um die neuen Stützpunkte zu besichtigen. — Die USA. verboten die Versendung von Weihnachtspaketen nach Europa, ausgenommen Portugal, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Irland. — Eine USA.-Militärmission begab sich nach Ekuador.

(Abgeschlossen 1. 1. 1941)

KARL HAUSHOFER

Ernsthafte Ostasien- und Tropenbücher

Konjunkturschrifttum über Ostasien und die Tropen — in Vorahnung möglicher weitgehender Verlagerungen im Lagenwert und in der Raumverteilung — wachsen zur Zeit dicht wie der Tropenwald. Es ist Pflicht, die fruchtbringenden Bäume mit Dauerwuchs und Eigenwert in diesem Walde finden zu helfen. Wir haben in diesen Blättern schon oft auf die hervorragenden chinesisch-japanischen Frontbücher von Wolf Schenke und Fürst Urach mit ihren farbenstarken Urteilen voll Persönlichkeitswert hingewiesen. Ihnen gesellt sich, aus den Wahrnehmungen in fünf Monaten an den heikelsten Stellen einer Weltwende des berühmten Weltfahrers aufgebaut, Colin Ross: „Das Neue Asien“ (Leipzig, F. A. Brockhaus 1940), in großer, weltweiter Schau. Höhepunkte scheinen uns die Erlebnisse in Chungking, die Flugbetrachtungen über China, eine selten gerechte Scheidung zwischen chinesischen Lebens- und japanischem Führungsanspruch und die beiden, in diesen Blättern zuerst erschienenen Ansichten des innerasiatischen Machtvakuaums, das Stürme anziehen muß, und des unsichtbaren Reichs der USA., eine ganz besonders gültige Prägung! Übersteigerungen gehen in den Kauf. Sie sind wohl unvermeidlich bei der Behauptung einer so kühnen, umkämpften vorgeschobenen Stellung im Kampffelde des Reiseschrifttums!

Eine neue Methode, vom äußeren Umzug her ein Kraftfeld in echt geopolitischer Weise nach allen Gefahrwinkeln mit Richtstrahlen abzuleuchten, hat Werner A. Loh: „Japan, Sonne Asiens“ (Brunnen-Verlag, Willi Bischoff, Berlin 1940) gefunden. Er beleuchtet den Pazifik ringum, von San Diego, Cal.; von Camberra-Sidney, von Hawaii, von Schanghai, von Hsinking, von Manila, von Lima nach innen, und dennoch auch immer von Japan nach außen, prägt dabei geistreiche Schlagworte nach Dutzenden und erläutert alles durch Machtkarten ersten Rangs, wie auf S. 30, 41, 51, 117, 177, 201, 312. Man durchdenke nur Betrachtungen, wie „das Phlegma in Camberra“ (S. 46) oder von S. 85, von S. 147 ab, und man wird begreifen, daß ein Neuerwecker der Geopolitik befriedigt in die Grube fährt, solange nun solche Bücher weiter geschrieben, solche Karten weiter gezeichnet werden.

Ein Geistesverwandter, wenn er auch noch mehr von Menschenschicksalen aus, als von raumpolitisch und ethnopolitisch zugleich gemalten Örtlichkeiten seine Erdräume zeichnet, ist A. R. Johann, ein alter Freund der Geopolitik, mit seinem „Der Tod im Busch“, Roman einer afrikanischen Reise (Deutscher Verlag, Berlin 1940). Darin ist wahrhaftig mehr afrikanische Wirklichkeit von heute und gestern als in vielen gelehrten Afrikabüchern. Aber A. E. Johann-Wollschläger gefällt es, das Schicksalhafte eines Erdraumes wie Eigenes, Selbsterlebtes nahezubringen. Das praktiziert er mit Zauberhänden weltüber, in Australien, in Japan und zuletzt in Afrika, wie wenn er sich planmäßig die sprödeste Raumgestalt und das widersetzlichste, menschenfeindlichste Element in ihr, den Tropenwald, als Schlußbrillantfeuerwerk vorbehalten hätte. Man höre nur von S. 185—233 den Lualaba rauschen und die drei Mörder dazu sich ihre Schuldgeschichten erzählen!

Welche Widerstände aber dieser Tropenwald, der größte pflanzengeographische Schatzhüter der sich übervölkernden Erde, als Reserven bewahrt hat, das ist gerade dem Deutschen vor seinem Wiederbeginn des Kampfes mit ihm ganz besonders wissenswert. Darüber sagen zwei Bücher von Rang aus: Schulz-Kampfhengel, Gerd Kahle: „Rätsel der Urwaldhöhle“ vom noch zu Überwindenden und von scheinbar Überwundenem: O. E. H. Becker: „Königin der Südsee“ (Dr. Alfred Oestergaard, Berlin 1940).

Wer auf dem Vorsatzblatt von Schulz-Kampfhengel (Deutscher Verlag) den Rieserraum des tropischen Südamerika betrachtet, freilich im Maßstab 1:24 400 000, und dagegen in der eigenhändigen Skizze das Forschungsgebiet immer noch 1:3 Mill., das mit so viel Opfern, so viel Leistung erschlossen wurde, der mag an der Fülle solcher Aufgaben erschrecken und sich fragen: War es nicht in erster Linie Aufgabe der Raumbesitzer, ihren Raum zu erschließen? Aber wir erinnern uns der Gestalt Generals Rondon, der nackt bis zum Gürtel an der Spitze eines Pioniertrupp dem Überlandtelegraphen von Rio nach Oberamazonien den Urwaldweg wuchtete, und anerkennt: Hier liegt eine noch ungelöste Riesenaufgabe der Gesamtmenschheit und ihrer Aller

kühnsten und Tapfersten vor, die nicht so zahlreich gesät sind, daß ein Großvolk allein im Werden solche Helfer entbehren könnte.

O. E. H. Becker aber gibt die jüngste, beste Biographie Neuseelands, der „Königin der Südsee“, die einst die Widerstände abseitiger Ozeanumflossenheit im Nordteil wuchernder Pflanzendecke und eines starken, stolzen und höchster Entwicklung fähigen Ur- einwohnervolkes in einer abenteuerlichen Geschichte vereinigte, aus der die kostbarste, landschaftlich schönste weiße Besitzung in der Südsee — vielleicht ihr künftiges Großbritannien — erwuchs, aber auf einer Greuelkette unschilderbaren Unrechts und Landraubs, Betrugs unter christlichem Scheine gegenüber den heute wieder wachsenden 74 000 Maoris, die statt 269 000 qkm ihres Rechts nun 1800 qkm Almosenland besitzen.

O. E. H. Becker gibt am Schluß seiner verdienstvollen, wohlbelegten Geschichte von Neuseeland auch eine der darein verwobenen Deutschen und läßt leider nur einen österreichischen Naturforscher aus, eine Pflicht erfüllend, die wir mehr und mehr zu einem Bestandteil unserer Kulturpolitik machen sollten.

In dieser Zeugnispflicht sind aber auch die großen deutschen Sammelwerke mit erdumspannender Wacht in Einzelwissenschaften eingeschlossen; dabei seien zwei, ehrend erwähnt, die bei aller naturwissenschaftlichen Einzel- treue und Gesamtschau auch der geopolitischen wie der kulturwissenschaftlichen Forderung ihrer Volkspolitik hervorragende Dienste leisten:

Die Zeitschrift für Weltforstwirtschaft von Prof. Dr.-Ing. F. Heske

mit ihren Leitaufsätzen, internationalen Berichten und ausgezeichneten Buchbesprechungen und das gewaltige Denkmal ungewöhnlicher Einzelleistung: „Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit“ von v. Eickstedt, im Verlag Enke, Stuttgart, in Lieferungen erscheinend, deren bisherige Einzelheiten wir einer Sammelbesprechung in dem besonders hervorgehobenen Schlußheft 1940 vorbehalten. Wer sich die Mühe nimmt, solche Sammelleistungen auf ihre einzelnen geopolitischen Fundstätten an Wertgehalt hin durchzuprüfen, wovon die Zeitschrift für Weltforstwirtschaft strotzt, der wird erst erkennen, welchen großen Dienst im Nebenan der Kulturpolitik des eigenen Volks eine solche Weltüberschau leistet, je wesenstreuer, je ferner sie von jeder tagespolitischen Absicht dabei bleibt, desto mehr, wenn das Menschheitsverdienst des in Frage kommenden Volkes echt ist. Wäre es nicht so, dann würde sich kein solches Sammelwerk in stürmischer Zeit weltüber halten können, wie es „Petermanns Mitteilungen“ der Erdkunde, Heskes waldwissenschaftliche Leistungen der Weltforstwirtschaft, v. Eickstedts rassenkundliche und rassengeschichtliche der Ethnopolitik sind. Männer, nicht Maßregeln und Organisationen, tragen in solchen Fällen die Leistung, die über den Durchschnittsbedarf des Tages ins Ewige trachtet; und man glaube nicht, sie durch irgendwelche Organisationen, Massenbetriebe und Mammutverlage ersetzen zu können. Organisation kann Leistung fördern und tragen, aber nicht hervorbringen; sie steht und fällt mit der frei schaffenden Persönlichkeit!

RUPERT VON SCHUMACHER

Büchertafel

Werner Sombart: Vom Menschen. Buchholz & Weisswange Verlagsbuchhandlg. Berlin-Charlottenburg 2, 1938. 463 S., RM 12,-.

Sombart nennt sein Werk im Untertitel einen „Versuch einer geistwissenschaftlichen Anthropologie“. Wir müssen offen gestehen, daß wir diesem Versuch zu einer Wiederherstellung der Anthropologie im alten ursprünglichen Sinne des Wortes in einer kurzen Besprechung nicht gerecht werden können. Zweifelsohne werden sich mit diesem Werk die einschlägigen und vom Verfasser berührten bzw. kritisierten Wissenschaften vom Menschen in der folgenden Zeit sehr eingehend befassen müssen. Die kurze Besprechung kann den Gedankengang des Verfassers nur in sehr vergröberter Form beurteilen. Im großen und ganzen gesehen ist der „Versuch“, den S. vorlegt, weniger eine positive Grundlage, als eine Kritik an den verschiedenen mit den Menschen befaßten Wissenschaften und wissenschaftsähnlichen Lehren, wobei ein Rundgang von beträchtlichem Umfang unter Verarbeitung

einer gewaltigen Schrifttumsmenge versucht, aber doch nicht glücklich durchgeführt wird, einfach schon aus dem Grunde nicht zu Ende geführt werden kann, weil der Umfang des behandelten Stoffkreises übergroß ist. S. gliedert sein Buch in 3 Teile: „Der Mensch in seiner Eigenart“, „Menschen und Völker“ und „Das Werden“. Um eine Ahnung von der Vielfalt der behandelten Themen zu geben, sei bloß in die Fülle hineingegriffen. Eingangs wird erörtert, was der Mensch ist, es folgt ein Kapitel über den Geist, ferner über den Menschen als Ganzes, über die Beziehung zwischen Leben und Geist, über die Bedeutung des Geistes bei der Gestaltung des individuellen Daseins und bei der Gestaltung von Gesellschaft und Kultur. S. untersucht weiter die Wandlungen des Menschenbildes im Laufe der Geschichte, womit der erste Teil abgeschlossen ist. Im zweiten Teil sucht er zunächst das Problem der individuellen Verschiedenheit der Menschen und seine Behandlung zu klären, er beschäftigt sich ferner mit den Zielen und Wegen

der Menschenkenntnis, mit der Auf- und Einteilung der Menschen, um daran den Begriff und das Wesen des Volkes zu untersuchen und in diesem Zusammenhang die Lehre vom Volk in ihrem geschichtlichen Werdegang und die Aussagen der Wissenschaft über das Wesen des Volkes zu erörtern. Ein Abschnitt über „Die Völker“ — die leiblichen Verschiedenheiten, die seelischen und geistigen Eigenarten, die Vielheit der Völker — beschließt den zweiten Teil. Der dritte Teil geht an das Problem des Ursprungs des Menschengeschlechts. Er befaßt sich mit der Fortpflanzung des Menschen, erörtert die Unterjochung der Natur durch den Menschen, er versucht ferner eine klare Darstellung der Elemente der Völkerbildung und die Theorie über die Völkerbildung, um schließlich mit der Untersuchung des Werdeganges der Einzelpersonen — Fragen der Umwelt, der Vererbung, des Geistes — das Werk abzuschließen. Schon aus dieser Übersicht ersieht man die Eigenart des Gedankenganges, die bereits bei einem zunächst oberflächlichen Anlesen noch stärker zu erkennen ist. Im allgemeinen gewinnt man beim ersten Lesen den Eindruck, daß der Verfasser die Kritik an den bisherigen Menschenwissenschaften in den Vordergrund stellt, und er geht dabei mit einer erstaunlichen Rücksichtslosigkeit ins Zeug. Sichtlich ist das Bemühen des Verfassers darauf gerichtet, zu tatsächlichen Erkenntnissen durchzustößen und jede wissenschaftliche Phraseologie als solche an den Pranger zu stellen. Er will im Sinne streng rationaler Wissenschaft nur das tatsächlich Feststellbare, das rational Erfassbare und Beweisbare gelten lassen, womit er zweifelsohne eine wertvolle wissenschaftliche Methode anwendet. Es fragt sich nur, ob ein derartig radikaler Positivismus bei der Erforschung des Menschen und seiner Lebensformen zu einer Aufhellung beitragen kann. Diese Methode kann unseres Erachtens heute nur dazu nutzbringend angewendet werden, die Erstarrung der „Wissenschaft vom Menschen“ in Behauptungen zu vermeiden und neue Forschungen anzuregen. Ein neues Fundament der Menschenkenntnis ist mit einer derartig reinen Analyse kaum zu liefern. So sehen wir, daß sich in der Hand des Autors ein gut Teil von Erkenntnissen oder zumindest Hypothesen in Rauch auflöst, ohne daß man von dieser Auflösung befriedigt wäre, denn uns scheint, daß trotz der Zerstörung der Hypothesen die grundlegenden Fragestellungen bestehen geblieben sind und nicht, wie S. offenbar annimmt, durch die rationale Kritik ebenfalls aufgehoben sind. S. wendet sich z. B. gegen die Versuche der Gehirnforschung, Beziehungen zwischen der materiellen Beschaffenheit des Gehirns und dem geistigen Habitus des einzelnen Menschen herzustellen. Ebenso wendet er sich gegen die Physiognomik, gegen die psychologisierende Geschichtsdarstellung (z. B. in Form biographischer Darstellung großer Persönlichkeiten) und zerlegt im Zusammenhang damit die gesamten Theorien über die Entsprechung von Geist und Körper bis zu dem Punkt, wo er erklären kann, daß das Problem zumindest dunkel, der Geist jedoch zweifellos souverän ist und daß kaum Grund besteht, eine Spiegelung des geistigen Habitus im körperlichen Erscheinungsbild anzunehmen. Die Methode, mit der S. zu dieser Schlussfolgerung kommt, ist ein Vergleich zwischen den verschiedenen Theorien bzw. Meinungen der Wissenschaft und auch der Dichtung usw. Solche Literaturvergleiche fördern naturgemäß die kuriossten Widersprüche zutage und bilden ein Mittel, etwas, was man ablehnen will, leicht lächerlich zu machen. Diese Methode ist übrigens nicht rational, sie ist durchaus spekulativ. Wenn S. zu wirklich rational erfassbaren Erkenntnissen kommen will, dann müßte er im Falle z. B. der Gehirnforschung mit streng naturwissenschaftlicher bzw. mit der statistischen Methode arbeiten. Wir sind also der Ansicht — sofern wir es richtig verstanden haben — daß er seiner eigenen rationalistischen Zielsetzung durchaus nicht treu bleibt, sondern eine Ausweichmethode wählt, die den Vorteil leichterer Kritisiernöglichkeit besitzt, ohne daß sie selbst mit Erfolg angegriffen werden kann, denn auf die Feststellung eines Meinungswirrwars kann man sich immer zurückziehen: Man braucht ja schließlich nur ältere und in der ernstlich forschenden Wissenschaft schon längst überholte Meinungen neueren Forschungs-

auffassungen und -ergebnissen gegenüberstellen und man wird dann immer ein scheinbares ad absurdum-Führen dieser Meinungen und Hypothesen durch ein scheinbar gegenseitiges Aufheben herbeiführen können. Selbst wenn S. den Erfolg erzielt hätte, daß die von ihm in Grund und Boden kritisierten Hypothesen usw. nicht beweisbar sind, so hat er damit keineswegs, wie wir schon erwähnt haben, die Grundprobleme aus der Welt geschafft. Im Gegenteil. Er begeht lediglich den Fehler, den die Medizin seinerzeit mit der Ironisierung und Ablehnung vieler volksmedizinischer Bräuche begangen hat, die deswegen abgelehnt wurden, weil die Medizin nach ihrem damaligen Stand nicht in der Lage war, die Richtigkeit dieser Bräuche nachzuweisen. Die forschende naturwissenschaftliche Erkenntnis hat bekanntlich gelehrt, daß den Ahnungen, die diesen Volksbräuchen entsprachen, jedoch durchaus rational erfassbare naturwissenschaftliche Tatsachen zugrunde lagen und daß das Ahnen dieser Tatsachen keineswegs Phantasie und Aberglaube, sondern vielmehr das Ergebnis einer sehr realen, wenn auch die Voraussetzungen nicht erkennenden Erfahrung war. Wenn also z. B. Wissenschaft und auch Dichtung sich etwa mit dem Problem der Physiognomik beschäftigen, so ist die Vielzahl der Meinungen, der Theorien und Hypothesen keineswegs ein stichhaltiger Gegenbeweis gegen die Grundhypothese der Physiognomik. Diese oft einander widersprechende Vielzahl und die Widersprüche selbst sind eher ein Beweis dafür, daß der forschende Mensch hier eine Wirklichkeit ahnt, ohne daß er selbst allerdings erfaßt und erkennt und daß er sie einstweilen nur abtastet. Wir können, wie gesagt, nicht auf sämtliche wichtigen Gedankengänge des Werkes eingehen. Es sei nur erwähnt, daß sich bei S. auch z. B. der Begriff der Volksgemeinschaft ebenso wie eine Reihe anderer wesentlicher Begriffe der Soziologie in Rauch auflösen und daß selbst die Tatsachen der Vererbung angezweifelt und fast „wegbewiesen“ werden. Auch hierbei ist die Methode Sombarts die gleiche wie in dem oben erwähnten Beispiel. Würden wir dieser Methode folgen, dann blieben weder die meisten mit dem Menschen befaßten Wissenschaften übrig, noch die gesamte bisher vom Menschen gewonnene Erkenntnis. Ja, selbst eine Reihe von Naturtatsachen, die wir heute allerdings noch nicht erklären können, wie z. B. der merkwürdige Wandel des Geschlechterverhältnisses der Geburten bei einem Volk nach einem Krieg, würden eben einfach unter den Tisch wissenschaftlicher Forschungsarbeit fallen, weil sie mit den heutigen wissenschaftlichen Mitteln noch nicht aufzuffallen sind. Wir würden wahrscheinlich auch die meisten sich anbahnenden Erkenntnisse streichen müssen, zu denen uns die Ganzheitsforschung allmählich führen wird. Selbst Wissenschaften wie die heute in der Medizin mit immer wichtigeren Ergebnissen ausgebaute geopsychologische Forschung würden abzulehnen sein. Schließlich fiele ein großer Teil der Geschichtsforschung, insbesondere die Motivenforschung sowie die gesamte biographische Darstellung des großen Menschen unter dem Beil einer nach Sombarts Vorbild geführten rational bzw. rational sein wollenden Kritik. Man wird nun fragen, was bleibt in dem „Versuch“ übrig an positiven Werten? Es ist lediglich eine Verabsolutierung des Geistes, den er schließlich auch nicht erklären kann, den er aber als alleinigen Deus ex machina gelten läßt, womit er einen recht heroischen Sprung von Rationalismus ins irrationale Gebiet macht und sich schließlich mit der pessimistischen Auffassung tröstet, daß die naturalistischen Lehren vom Wesen des Menschen falsch, die spiritualistischen es wenigstens zum Teil sind, weil der Mensch ein Wesen ist, das zwei Welten angehört und die Zwiespaltigkeit zwischen Geist und Natur in sich tragen muß. Diese Erkenntnis ist nicht neu und sie wird zweifelsohne die Menschenforschung nicht an ihrer Weiterarbeit hindern. Trotz der Ablehnung, die wir dem Werk aus verschiedenen Gründen zuteil werden lassen müssen, erscheint es uns geistesgeschichtlich insofern wertvoll, als es ähnlich wie seinerzeit die Reaktionen auf die Romantik manche wissenschaftliche Phraseologie auf ihr Maß zurückzuführen sucht. Wie aber seinerzeit die Kritik an den Hypothesen und Theorien der romantischen Wissenschaft diese „erfüllten“ Tatsachen nicht aus der

Welt schaffen konnte, so wenig kann es das vorliegende Werk. Es besagt nur, daß wir mit verfeinerten Methoden weiterarbeiten müssen, um jenen Teil ganz zu erkennen, dessen Erkenntnis dem Menschen überhaupt möglich ist.

Dr. Ernst Hickmann: Statistisches Taschenjahrbuch der Weltwirtschaft. Verlag Hans Wilhelm Rödiger, Berlin SW 11 1939. 180 S. RM 2,50.

Eine klare Übersicht über die weltwirtschaftlich wichtigsten statistischen Daten bis zum Jahre 1938. Der Vorteil des kleinen Handbüchleins liegt in der Anordnung der Statistiken. Jeder Zahlentabelle folgt eine kurze Erläuterung.

Heinrich Schmitthenner: Lebensräume im Kampf der Kulturen. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1938. 179 S.

Dr. Walter Thiele: Großraumwirtschaft in Geschichte und Politik. Verlag M. Dittler & Co., Dresden A 16, 1938. 168 S. 6 Skizzen und 8 Karten.

Zwei Bücher zur Raumfrage, die besonders erwähnenswert sind, weil ihre Gedanken unmittelbar an die heutigen Entscheidungen herankommen. Schmitthenners Buch beruht, wie der Verfasser im Vorwort sagt, auf langjährigen Studien während seiner Tätigkeit im Kolonialgeographischen Seminar an der Universität Leipzig. Es ist gewissermaßen die Quintessenz einer Kulturraumdarstellung. Schmitthenner geht von der Einteilung der Lebensräume in aktive und passive Räume aus, wobei er diejenigen Räume, von denen Neuerschließungen ausgehen, als aktiv dagegen diejenigen Räume, die angegliedert und erschlossen werden, als passiv betrachtet. Die vom Verfasser angewandte Aufgliederung der Erde in einzelne Lebensräume ist aufschlußreich, jedoch eigenwillig und nicht immer der herkömmlichen Betrachtungsweise entsprechend. Schmitthenner unterscheidet zwischen alter und neuer Welt und er untergliedert die alte Welt in folgende Räume: Abendland, osteuropäische Kulturwelt, Kulturwelt des Orients, indische Kulturwelt, ostasiatische Kulturwelt, Negerafrika, Australien und australische Inselwelt. Die neue Welt teilt er in herkömmlicher Weise ein (germanisches Amerika, Mittelamerika, Südamerika). Ein besonderes Kapitel widmet er dem Norden der neuen Welt. Bei der Betrachtung der alten Welt vermissen wir ein derartiges Kapitel. Schmitthenner sucht bei der Darstellung der einzelnen Räume, die durch ausgezeichnete Schwarz-weiß-Karten unterstützt wird, ein zusammenfassendes Gesamtbild ihrer Bedeutung zu geben. Dabei überwiegt allerdings das wirtschaftliche Moment beträchtlich, jedoch kommt das macht- und kulturpolitische Moment nicht zu kurz. Als Ergebnis der Darstellungen der einzelnen Lebensräume sucht Schmitthenner eine Art Potentiell jedes Raumes festzustellen. Wir halten die vom Verfasser eingeschlagene Methode der Lebensraumdarstellung für sehr wertvoll zur Förderung einer überlegenen Betrachtung der auf der Erde wirkenden Kräfte. Da die Darstellung flüssig und von wissenschaftlichen Apparaten unbelastet ist, ist das Buch auch für breitere Kreise zu empfehlen. Wir vermissen im Gesamtzusammenhang allerdings eine Behandlung der ozeanischen Lebensräume und ihrer Überschneidung mit den kontinentalen Räumen. Dadurch wird der Kampf um die tragischen Räume, d. h. um die Überschneidungszonen nicht sichtbar und es fehlt ein sehr wichtiges lebensräumliches Element menschlicher Betätigung in der Gesamtdarstellung.

Thiele, dessen Buch, wie betont werden muß, ebenfalls vor Beginn dieses Krieges entstand, erörtert das Problem der Großraumwirtschaft unter geschichtlichen, wirtschaftlichen und geopolitischen Gesichtspunkten. Anknüpfend an verschiedene Abhandlungen über die Entwicklung zu Großräumen befaßt sich der Verfasser mit einer theoretischen Klärung der Begriffe Großraumwirtschaft und Wirtschaftsraum. Als Kennzeichen des Wirtschaftsraumes in wirtschaftlicher Hinsicht betrachtet er die gegenseitige Ergänzung der Volkswirtschaften und die übergeordnete Zusammenfassung der einzelnen Volkswirtschaften zu größeren Tauschgebieten. Als geographisches Merkmal des kontinentalen Wirtschaftsraumes betrachtet er die räumliche Nachbarschaft der ein-

zelnen Teilgebiete, während der maritime Wirtschaftsraum diese geschlossene kontinentale Form nach Auffassung des Verfassers nicht benötigt. Daß im maritimen Fall das Meer diese Geschlossenheit herstellt („The sea is the connecting link“) übersieht der Verfasser. Von der geopolitisch-militärischen Seite her betrachtet er als zweckmäßiges Merkmal des Wirtschaftsraumes ein günstiges Verhältnis zwischen Grenze und Mittelpunkt bzw. eine günstige Grenzentwicklung und eine möglichst geometrische Mittelpunktlage des Zentrums, d. h. eine größtmögliche Wehrsicherheit. Daß dies jedoch kein besonderes Merkmal des Wirtschaftsraumes ist, hat die Geopolitik schon zur Genüge dargetan. Auch kleine Staaten können aus einer günstigen Gestaltung von Grenze und Mittelpunkt und des Verhältnisses der beiden Teile optimale Vorteile erzielen. Verfasser tischt dann in diesem Zusammenhang wiederum einmal die berühmte Grenzlängenzormel und den noch berühmteren Druckquotienten auf, um mit Hilfe dieser „geometrischen Geopolitik“ politische Imponderabilien zu erklären. Was es mit dem Druckquotienten auf sich hat, das wird im gegenwärtigen Krieg deutlich genug demonstriert: Er ist ein lächerlicher Versuch, politische Lagen mit mathematischen Mitteln darzustellen. Als Beispiel diene der Druckquotient für Großbritannien, auf das nach Supan wegen seiner maritimen Lage überhaupt kein politischer Druck ausgeübt werden könnte. Supan selbst hat diese Druckquotientenberechnung als ein „höchst dürftiges Ersatzmittel“ bezeichnet und der Verfasser führt mit seiner Kritik an Supan den Druckquotienten selbst ad absurdum. Trotzdem baut er einen neuen Begriff „Rohstoffquotient“ darauf auf, obwohl dieser Begriff noch viel unsicherer ist, denn er muß sich täglich mit der fortschreitenden Entwicklung der Technik ändern. Man sollte überhaupt die scholastisch anmutenden Zahlendarstellungen von Machtverhältnissen unterlassen. Sie sind nur scheinbar bequem, in Wirklichkeit verwirren sie die Gemüter. In dem folgenden Teil seiner Dissertation untersucht Thiele das geschichtliche Streben zur Bildung von Wirtschaftsraum und unterscheidet schließlich bei der Darstellung der Idee der Großraumwirtschaft in ihrem regionalen Entwicklungsgang vollendete, in Entwicklung begriffene und Reste ehemaliger Wirtschaftsraumräume. In dieser Gliederung sieht er wenig prophetischen Nordeuropa als einen in Entwicklung begriffenen Wirtschaftsraum an. Der Stellung Deutschlands zu dem von ihm behandelten Problem widmet der Verfasser am Schluß 4 Seiten, wobei er die Möglichkeit einer Ausdehnung der deutschen Wirtschaftsbeziehungen zum Südosten, Norden und Nordosten andeutet. Eine grundlegende Analyse dieser Möglichkeiten erfolgt nicht. Im ganzen eine sehr fleißige Dissertation, die beweist, daß sich unsere studierende Jugend mit weltpolitischen Problemen auseinanderzusetzen versteht.

Bibliographische Vierteljahrshäfte der Weltkriegsbücherei. Heft 20/21/22. Bibliographie zur Geschichte der Vereinigten Staaten im Weltkrieg. Weltkriegsbücherei Stuttgart 1939. 191 S., RM 7,50.

Die ausgezeichneten und von uns wiederholt gewürdigten Bibliographien der Stuttgarter Weltkriegsbücherei wurden mit der vorliegenden Bibliographie um einen sehr wertvollen Forschungsbefehl bereichert.

Horst v. Metzsch: Wehrpolitik. Wegweiser und Winke. Junker u. Dünhaupt Verlag, Berlin 1939, 108 S., RM 3,60.

Karl Dönitz: Die U-Bootswaffe. E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1939, 65 S., RM 2,-.

Waldemar Erfurth: Die Überraschung im Kriege. E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1938, 147 S., 9 Skizzen, RM 3,80.

Drei Bücher zur Kriegführung und Strategie, die vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges erschienen sind. Metzsch faßt sein Buch als Wegweiser und Wink für den wehrpolitisch Suchenden auf. Dieses kleine Büchlein ist deshalb besonders wichtig, weil es eine Reihe von Grundsätzen der Wehrpolitik und der Kriegführung, der Strategie und Taktik einem breiteren Leserkreis in ihrer Bedeutung vorführt und verständlich macht. Es wird z. B. behandelt die Bedeu-

tung der Wehrpflicht, die Bedeutung ausgebildeter Beurlaubtenjahrgänge für die Schlagkraft des Heeres, die Stellung des Offizierkorps als beispielgebende Gemeinschaft, die Aufgabe des Generalstabes, die Bedeutung des Führertums und der Manneszucht in der Wehrmacht; es werden erläutert Militärgerichtsbarkeit, Wehrmachtsverfassung, der Sinn von Eid und Verschwiegenheit, die Bedeutung der Spionage, das Unteroffizierskorps, die Bedeutung der Waffenentscheidung, des Vernichtungsgedankens, der Abwehr, des Wirtschaftskrieges, der erzieherische Wert des Studiums der Kriegsgeschichte usw. usw. Das Buch, das im Jahre 1939 erschien, ist heute besonders aktuell, nicht zuletzt dadurch, daß Metzsch zu jenen gehört, die das Wesen des totalen Krieges frühzeitig erkannt haben. Erfurth untersucht in einer sehr reizvollen Studie an Hand von Beispielen aus den letzten Kriegen eine der wichtigsten Methoden der Strategie und Taktik: die Überraschung. Kriegsgeschichtlich hat diese Studie selbstverständlich auch heute noch ihre Bedeutung, obwohl das Kriegsjahr 1939/40 Methoden und Mittel der Überraschung in der Kriegführung zur Anwendung gebracht hat, die alle bisherigen geschichtlichen Beispiele in den Schatten stellen. Die Überraschung hat in diesem Kriege bekanntlich nicht nur in der Form des überraschenden Manövers, sondern auch in der Form des überraschenden Einsatzes neuer Waffen, der neuartigen Verwendung bekannter Waffen, des bisher unbekannten Zusammenwirkens von Waffen, des neuartigen Wirkungsgrades bekannter Waffen eine über den Rahmen kriegsgeschichtlicher Entscheidung weit hinausgehende, epochenumwälzende Bedeutung gehabt. Es hat sich erwiesen, daß die Überraschung auch beim Einsatz von Massen und über riesige Räume hinweg zur Geltung kommen kann und ihre Bedeutung behält. Erfurth streift diese Formen der Überraschung entsprechend ihrer verhältnismäßig geringen Anwendung im letzten Krieg nur am Rande (Gas, Tanks). Man kann das Buch von Erfurth als eine Vorstufe zum Verständnis der Kriegführung in den Jahren 1939/40 auffassen. Dönitz liefert einen auch für den Laien verständlichen Leit-faden über das Wesen der U-Bootswaffe, der ebenfalls im gegenwärtigen Zeitpunkt breitesten Leserkreisen zum Verständnis für unsere Kriegführung zu empfehlen ist.

Deutsche Kriegsschriften. Hsg. v. Oberstleutnant a. D. W. Müller-Loebnitz. Verlag E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1940.

Von den uns vorliegenden 5 Heften der „Deutschen Kriegsschriften“ ist das von Wolfgang von Dittfurth „Die französische Wehrmacht“ insofern überholt, als die Ereignisse bereits über die französische Wehrmacht hinweggegangen sind. Das kleine, äußerst informative Heft bleibt aber auch heute noch demjenigen ein Beihelfer, der sich über die bisherige Organisation der französischen Wehrmacht orientieren will. Die anderen vier uns vorliegenden Hefte sind England gewidmet. Vizeadmiral Dr. h. c. Otto Groos befaßt sich mit den Grenzen der britischen Seemacht, Generalleutnant Hugo Schäfer mit den Machtmitteln des Britischen Reiches, während Oberstleutnant a. D. Müller-Loebnitz die Beziehungen Englands zum europäischen Festland und Dr. Heinrich Bauer die Auffassung Englands von der Freiheit der Welt untersuchen. Alle diese Hefte zeichnen sich durch eine sehr sachliche und zugleich leichtfaßliche Darstellung der Eigenschaften, Machtverhältnisse und Methoden des Gegners aus. Bauer stellt z. B. in einfacher Form dar, wie England der Reihe nach ein Volk und ein Land nach dem anderen vergewaltigt hat. Schäfer gibt eine sehr zweckmäßige Übersicht über das Kriegspotentiell des britischen Weltreiches, während Groos in klarer Form die Bedeutung und die Grenzen der britischen Flotte veranschaulicht. Die Schriften sind sehr zu begrüßen und sollten weitesten Kreisen zugänglich gemacht werden, denn sie sind ein unentbehrliches geistiges Rüstzeug für die Führung dieses Krieges.

Hermann Wanderscheck: Englands Lügenpropaganda im Weltkrieg und heute. Junker & Dünhaupt Verlag, Berlin 1940. 70 S.

Wanderscheck, der durch sein großes Werk über die britischen Propagandamethoden während des Weltkrieges bekannt geworden ist und sich als ein hervorragender Kenner dieser Materie erwiesen hat, legt in den „Schriften des Deutschen Instituts für Außenpolitische Forschung“ ein knappes Heft über die Lügenpropagandamethoden der Engländer im letzten und im gegenwärtigen Krieg vor. Der Vergleich zwischen den damaligen und den heutigen Methoden ist sehr aufschlußreich, daß man dieses Heft ebenfalls jedem deutschen Volksgenossen als Lektüre wünscht.

Schriften zur Geopolitik

1. Thies, Geopolitik in der Volksschule Kart. RM 1.20
2. A. Haushofer, Zur Problematik des Raumbegriffes Kart. RM -60
3. K. Haushofer, Rückblick und Vorschau auf das geopolitische Kartenwesen..... Kart. RM -60
5. H. Jahrreiß, Europa-Germanische Gründung aus dem Ostseeraum. Neudruck 1939 Kart. RM -90
8. R. Wagner, Die geopolitische Bedeutung der Stadt Goslar im ersten Reich Kart. RM -60
9. K. Trampler, Um Volksboden und Grenze Kart. RM 2.40
10. U. Crämer, Der lotharingische Raum Kart. RM 1.—
12. Rauecker, Die geopolitische Bedeutung der Sozialpolitik ... Kart. RM -60
13. Scheibe, Formkräfte der Landschaft Kart. RM 1.—
15. W. Jantzen, Geopolitik als Unterrichtsgrundsatz in der Schule..... Kart. RM -90
16. U. Folkers, Geopolitische Geschichtslehre u. Volkserziehung Kart. RM -90
17. G. Haase-Bessel, Volk u. Rasse in ihren Beziehungen zueinander Kart. RM -60
18. P. H. Seraphim, Die Wanderungsbewegung des jüdischen Volkes..... Kart. RM -90
19. J. Kühn, Über den Sinn des gegenwärtigen Krieges Kart. RM 1.50

Kurt Vowinckel Verlag
Heidelberg — Berlin — Magdeburg

Berliner Monatshefte

Januar 1941

Die BERLINER MONATSHEFTE sind eine Zeitschrift für die diplomatisch-politische Geschichte unserer Zeit und der jüngsten Vergangenheit. Diplomaten, Politiker und Historiker der neuesten Geschichte sind ihre Mitarbeiter. So gewinnt der Leser aus der Feder erster Fachkenner einen tiefen Einblick in die Arbeit unserer Diplomatie, in die Größe der Aufgaben, die der deutschen Außenpolitik durch den Deutschland aufgezwungenen Kampf gestellt worden sind, und letzten Endes in die großen Fragen der Weltpolitik, die heute alle in irgendeiner Form mit unserem eigenen Schicksal verknüpft sind. Die Außenpolitische Kriegschronik des Staatssekretärs a. D. Werner Freiherrn von Rheinbaben wird in allen außenpolitisch interessierten Kreisen mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt. Aus Erinnerungen, aus Tagebüchern und Briefen sprechen Persönlichkeiten der diplomatischen Welt und geben dem nüchternen Ablauf der Ereignisse Farbe und Nuance. In den Buchbesprechungen findet der Leser eine sehr sorgfältig bearbeitete Anzeige und Beurteilung des diplomatisch-politischen Schrifttums der Gegenwart.

Der 19. Jahrgang

der BERLINER MONATSHEFTE
beginnt mit sehr bedeutsamen Arbeiten:

Ministerialdirektor Dr. Friedrich Stieve: Um die Zukunft Europas. — *Dr. Gustav Gratz, ehem. kgl. ung. Außenminister:* Ungarns Außenpolitik seit dem Weltkriege. — *Gouverneur a. D. Dr. Heinrich Schnee, M. d. R.:* Deutsch-Ostafrika. Ein 50-jähriger Gedenktag — *Generalkonsul a. D. Dr. Heinrich Betz:* Der China-konflikt im vierten Kriegsjahr. — *Staatssekretär a. D. Werner Freiherr von Rheinbaben:* Außenpolitische Kriegschronik. — Buchbesprechungen.

Preis: vierteljähr RM 2.50, Einzelheft RM 1.—
Probeheft kostenlos

Quaderverlag August Bach
Berlin W 15



Deutsche Reichspost



Postscheckdienst

Der Postscheckdienst der Deutschen Reichspost führt Überweisungen von Konto zu Konto gebührenfrei aus. Auf den Abschnitten der Überweisungen können Mitteilungen an die Empfänger kostenlos gemacht werden. Bei jeder Änderung des Guthabens wird gebührenfrei ein Kontoauszug übersandt. Der Postscheckdienst arbeitet schnell und zuverlässig. Machen Sie sich diese Einrichtung zunutze. Sie wird Ihnen wertvolle Dienste leisten.

Auskünfte und Merkblätter

an jedem Postschalter

Geopolitik

WISSENSCHAFTLICHE GRUNDLAGE DER WELTPOLITIK

Zeitschrift
für
Geopolitik

seit 1924

Herausgeber:

Prof. Dr. Karl Haushofer, Generalmajor a. D.

Führende

weltpolitische Monatsschrift
mit großem Mitarbeiterstamm

Monatlich ein Heft mit Karten und Skizzen

Einzelheft RM 2.—, vierteljährlich RM 5.50
für Kriegsteilnehmer für die Dauer des Krieges
vierteljährlich RM 4.—

Schriften zur Geopolitik

Hefte über geopolitische Einzelfragen für den Schulungsgebrauch

- 2: A. Haushofer, Zur Problematik des Raumbegriffs kart. RM 0.60
- 3: K. Haushofer, Rückblick und Vorschau auf das geopolitische Kartenwesen kart. RM 0.60
- 5: H. Jahrreiß, Europa – Germanische Gründung aus dem Ostseeraum, Neudruck 1939 kart. RM 0.90
- 9: K. Trampler, Um Volksboden und Grenze kart. RM 2.40
- 10: U. Crämer, Der lotharingische Raum kart. RM 1.—
- 14: Pfeil, Bevölkerung und Raum kart. RM 0.60
- 15: W. Jantzen, Geopolitik als Unterrichtsgrundsatz in der Schule kart. RM 0.90
- 16: U. Folkers, Geopolitische Geschichtslehre und Volkserziehung kart. RM 0.90
- 17: G. Haase-Bessel, Raum und Rasse in ihren Beziehungen zueinander kart. RM 0.60
- 18: P. Seraphim, Die jüdische Wanderungsbewegung kart. RM 0.90
- 19: Kühn, Über den Sinn des gegenwärtigen Krieges kart. RM 1.50

KURT VOWINCKEL VERLAG
HEIDELBERG/BERLIN/MAGDEBURG

17. Jahrgang, 1934